Rastatt und Jena.

Von

L. Mühlbach.

Vierter Band.

Berlin, 1858.
Verlag von Otto Janke.

Siebentes Buch.

Das Ende des deutschen Reichs.

I.

Hiob's-Botschaften.

Es war in den letzten Novembertagen des Jahres 1805. Kaiser Napoleon hatte nach dem Siege bei Ulm sein Hauptquartier in Brünn aufgeschlagen, und schien den Angriff seiner Feinde erwarten zu wollen. Er hatte es jetzt nicht blos mehr mit Einem Feind zu thun, nicht mehr blos mit Oesterreich, sondern auch mit Rußland, dessen Kaiser sich jetzt in Olmütz beim Kaiser von Oesterreich befand, um mit ihm den Plan zum Angriff und zur Besiegung Napoleons zu entwerfen. Das russische Heer hatte sich bereits mit dem österreichischen vereinigt, und selbst die russischen Garden hatten Rußland verlassen müssen, um den Kaiser zur großen Völker- und Entscheidungs-Schlacht zu begleiten.

Aber auch Napoleon hatte seine Garden mitgebracht, und in ungeduldiger Begier glühten diese, mit den

Oesterreichern und den „russischen Barbarenhorden" endlich den entscheidenden Kampf auszufechten.

Napoleon indeß zögerte noch immer; seine Plane schienen noch immer nicht zur Reife gelangt, er schien noch immer unentschlossen, ob er noch weiter vorschreiten, oder ob er zufrieden sein wolle mit den schon erfochtenen Siegen.

Zu dem Letztern riethen und drängten seine Generäle, welche vermeinten, der Sieg bei Ulm sei eine so glänzende Trophäe, daß man auf derselben ausruhen könne, statt auf's Neue sich mit dem Schwert zu umgürten.

Napoleon indeß wiegte bei diesen Rathschlägen seiner Generäle sinnend sein Haupt. Wenn es nur die Oesterreicher allein wären, sagte er, dann könnten wir zufrieden sein, aber die Russen sind da, und ihnen müssen wir erst den Paß in ihre Heimath ausfertigen.

Ganz erheitert von dieser Idee befahl der Kaiser sein Pferd vorzuführen. Wir wollen uns ein wenig die Gegend mustern, sagte er zu seinen Generälen, begleiten Sie mich, meine Herren!

Und im Gefolge seines glänzenden, aus lauter berühmten und sieggekrönten Namen zusammengesetzten Generalstabes, ritt der Kaiser hinaus auf die weite,

von Bergen und Hügeln rings umkränzte Ebene zwischen Brünn und Vichau. Weit hin nach allen Seiten wandte sich sein kühner, forschender Blick, keine Anhöhe, kein Baum, kein Abhang entging seiner Aufmerksamkeit, Alles prüfte er, Alles schien er aufzunehmen in seine Seele. Die Nacht dämmerte schon herauf, als er mit seinen Generälen von diesem langen Spazierritt heimkehrte in sein Hauptquartier. Er war den ganzen Tag schweigend und in sich gekehrt gewesen, keiner seiner Generäle hatte an seinen Plänen und Beobachtungen Antheil nehmen dürfen. Nur zuweilen hatte er sie mit einem kurzen Wort, einem Wink seiner Hand, auf irgend eine Eigenthümlichkeit des Terrains aufmerksam gemacht, und die Generäle hatten diese Worte und diese Winke wie einen geheimnißvollen Orakelspruch mit aufmerkender Ehrfurcht aufgenommen, um sich in ihren Gedanken damit zu beschäftigen, und sie sich unauslöschlich einzuprägen. Jetzt vor der Thür seines Quartiers angelangt, wandte der Kaiser sein bleiches, ernstes Angesicht noch einmal nach der Gegend hin, welche sie eben verlassen hatten.

Meine Herren, sagte er mit lauter Stimme, studiren Sie jenes Terrain genau, Sie werden in einigen Tagen auf demselben eine Rolle zu spielen haben.

General Suchet, auf der linken Seite Ihrer Division befindet sich ein isolirter Hügel, der die ganze Front derselben beherrscht. Lassen Sie dort noch in dieser Nacht vierzehn Kanonen aufstellen.*) — Er grüßte die Herren mit einem Neigen seines Hauptes und zog sich zurück in sein Cabinet.

Lange ging er in demselben auf und ab, die Arme auf dem Rücken gefaltet mit düstern Mienen, mit zusammengepreßten Lippen.

Ich bedarf noch einiger Tage Zeit, murmelte er leise vor sich hin. Wenn sie mich jetzt rasch und entschieden angreifen, muß ich unterliegen; wenn ich noch drei Tage Zeit gewinne, werde ich sie schlagen.

Wie er eben sinnend vor seinem Schreibtisch stand, blieb sein Auge auf den Papieren haften, welche dort lagen.

Ah, sagte er, hastig nach dem großen versiegelten Schreiben fassend, ein Courier, der in meiner Abwesenheit Depeschen gebracht hat! Vom Marineminister! Nachrichten von der Flotte!

Er erbrach hastig das Siegel und schlug das Pa-

---

*) Napoleon's eigene Worte. Siehe: Mémoires du Duc de Rovigo II, 169.

pier auseinander. Während des Lesens verfinsterte sich sein Antlitz mehr und mehr, eine Wolke des Zorns stieg auf seiner breiten Stirn empor, und seine Wangen, welche vorher nur bleich gewesen, wurden jetzt erdfarben.

Der Blick, welchen er jetzt zum Himmel emporhob, erinnerte an die Titanen, die ihre Feuerbrände selbst gegen die thronende Gottheit zu richten wagten; die Worte, die seine bebenden Lippen murmelten, enthielten eine zornige Verwünschung.

Mit dieser Verwünschung ballte er das Papier in seiner Hand zusammen, und trat darauf; dann, gleichsam beschämt über seine eigene Heftigkeit, sank er auf einen Stuhl nieder, und legte seine beiden Hände langsam und mit einem tiefen Seufzer über sein zuckendes, bleiches Angesicht. — Zum erstenmale hatte der moderne Titane jetzt erfahren, daß da droben noch eine Gottheit throne, welche mächtiger sei, als er selber, zum erstenmale hatte eine unsichtbare Hand ihn aufgehalten in seinem Siegeslauf.

Das Papier, welches er eben unter seinen Füßen zertreten hatte, verkündete ihm eine erste große Niederlage, ein erstes Scheitern seiner großen Plane.

Die französische Flotte war bei Trafalgar von

England völlig geschlagen und vernichtet worden.*) England, der einzige Feind, welcher Frankreich immer drohend und furchtlos gegenüber gestanden, das verhaßte England feierte einen ungeheuren Triumph. Es hatte die ganze Seemacht Frankreichs vernichtet, es hatte einen glänzenden Sieg gewonnen, einen Sieg, der Frankreich demüthigte und mit Schmach belastete. Freilich hatte England diesen Sieg theuer erkaufen müssen, denn sein größter Seeheld Nelson war in dieser Schlacht von Trafalgar gefallen, aber er hatte sich mit seinem Tode die Unsterblichkeit errungen und sich unvergänglichen Ruhm erworben! Der französische Admiral Villeneuve, der Besiegte von Trafalgar, hatte nicht einmal das gute Glück und den Verstand gehabt, seine Schmach mit seinem Tode zu sühnen, er war nur in englische Gefangenschaft gerathen, er diente dem Triumphator England's nur als Siegestrophäe.**)

Das waren die unheilsvollen Nachrichten, welche Napoleon so eben erhalten hatte, das war der erste

---

*) Den 21. Oktober 1805.

**) Admiral Villeneuve erhielt von England seine Freiheit wieder. Napoleon verbannte ihn nach Rennes, wo er sich am 26. April 1806 den Tod gab, indem er sich mit einer Stecknadel das Herz durchbohrte.

Blitz, welchen der Gott des Himmels auf den mächtigen Titanen hernieder schleuderte.

Aber der Titane fühlte sich davon nicht zerschmettert, der Blitz hatte das Feuer in seiner eigenen Brust nur zu höhern Flammen angefacht.

Er erhob sich von seinem Sessel, und seine Augen flammten vor Zorn. Ich kann nicht überall sein, sagte er laut, daß ich aber hier bin, das sollen meine Feinde bald erfahren, und ich werde die Schmach von Trafalgar mit einem glänzenden Siege zu rächen wissen.*)

Hinter ihm öffnete sich eben die Thür, und der Chef des kaiserlichen Cabinets, Herr von Bourienne, trat ein.

Sire, sagte er, die beiden österreichischen Abgesandten, die Grafen von Giulay und von Stadion sind wieder da, und bitten Ew. Majestät um eine Audienz.

So spät am Abend? rief der Kaiser finster. Warum kommen Sie nicht bei Tage?

Sie behaupten von den schlechten Wegen aufgehalten, aber im Stande zu sein, Ew. Majestät eine Nachricht von äußerster Wichtigkeit zu bringen, welche

---

*) Napoleon's eigene Worte.

ganz geeignet wäre, den von Oesterreich so sehr gewünschten Frieden zu vermitteln.

Laß die Herren eintreten, sagte der Kaiser nach kurzem Besinnen, und er setzte wieder den Fuß auf das zerknitterte Papier, als wolle er das Geheimniß seines Inhalts ersticken, damit es sich den Oesterreichern nicht verrathe.

Bourienne war hinaus gegangen, und jetzt erschienen auf der Schwelle die beiden österreichischen Abgesandten, die Grafen Stadion und Giulay.

Sie kommen zum zweiten Mal zu mir? rief ihnen der Kaiser hastig entgegen. Man hat also meine Bedingungen erfüllt? Ich sagte Ihnen, daß ich nicht einseitig nur mit Oesterreich unterhandeln wolle, sondern daß ich begehre, daß auch Rußland an den Unterhandlungen Theil nehme und mit eingeschlossen sei in den Friedenstractat, zu dem wir uns vielleicht einigen könnten. Sie kommen also jetzt im Namen der Kaiser von Oesterreich und Rußland?

Verzeihung, Sire, sagte Graf Stadion ehrfurchtsvoll, wir kommen nur im Namen Oesterreichs.

Der Kaiser, unser hoher Herr, begann Graf Giulay

— aber Napoleon unterbrach ihn rasch.

Ich werde Sie nur anhören, wenn Sie im Namen

beider Kaiser sprechen können, sagte er. Das war es, was ich Ihnen schon gestern sagte, und ich sehe nicht ein, wodurch ich heute zu einer andern Meinung bewogen werden sollte. Die Umstände haben sich nicht geändert.

Verzeihung, Sire, sie haben sich geändert, sagte Graf Giulay fest.

Der Kaiser sah ihn mit seinem durchbohrenden Adlerblick so scharf an, als wolle er in dem Innersten seines Herzens lesen.

Und worin haben sie sich verändert? fragte er, indem sein Auge sich langsam auf seinen Fuß niedersenkte, der das unheilsvolle Papier verbarg.

Ew. Majestät geruhten gestern zu sagen, daß wenn Oesterreich sich auch der thätigen Bundesgenossenschaft Rußlands verrühme, es doch niemals auf eine Allianz Preußens zählen könne, und daß das neutrale Preußen für Frankreich eben so viel Werth habe, als das active Rußland für Oesterreich.

Weshalb wiederholen Sie meine Worte von gestern? fragte der Kaiser ungestüm.

Sire, weil Preußen heute nicht mehr neutral ist, sagte Graf Stadion feierlich.

Weil Preußen im Begriff ist, gleich Rußland und

England Oesterreichs thätiger Bundesgenosse zu werden, fügte Graf Giulay hinzu.

Napoleon ließ seine düsterflammenden Blicke von dem Antlitz des Einen zu dem des Andern hinüber schweifen.

Woher haben Sie diese Nachricht? fragte er endlich.

Sire, von Sr. Majestät dem Kaiser Alexander von Rußland. Er hat mit dem König in Potsdam einen Vertrag abgeschlossen, nach welchem dieser sich zur Theilnahme an dem Feldzug und zur Beihülfe Oesterreichs erklärt, wenn Ew. Majestät nicht geruhten die Bedingungen einzugehen, welche der König von Preußen als Vermittler zwischen der Coalition und Frankreich Ew. Majestät machen soll.

Ah, der König von Preußen will mir Bedingungen machen! rief Napoleon achselzuckend. Kennen Sie diese Bedingungen?

Der König von Preußen wird Ew. Majestät den Vorschlag machen, die Krone von Italien aufzugeben, die italienischen Fürsten in ihrer Freiheit und Unabhängigkeit zu belassen, ebenso die Unabhängigkeit des Deutschen Reichs, Hollands und der Schweiz anzuerkennen, die —

Es ist genug, rief Napoleon ungeduldig. Der

Kaiser Alexander hat sich erlaubt Ihnen ein Mährchen aufzubürden, und Ihre Leichtgläubigkeit wird ihn sehr ergötzt haben! Wie können Sie im Ernst glauben, daß der König von Preußen in seiner Verblendung so weit gehen könnte, zu hoffen, daß ich dergleichen lächerliche Vorschläge annehmen könnte? Wahrlich, selbst wenn ich der Besiegte und Gedemüthigte wäre, so würde ich mich lieber in mein eigenes Schwert stürzen, als solche Schmach annehmen. Es scheint, ich habe meinen Namen noch nicht tief genug in die ehernen Tafeln der Geschichte eingegraben, und ich werde diesen übermüthigen Fürsten, welche vermeinen, ihre Legitimität sei das Meduſenschild, das sie mir nur entgegen zu halten brauchten, um mich zu zerschmettern, ich werde ihnen beweisen, wer ich bin, und wem die Zukunft gehört, ihnen oder mir! Uebrigens ist es unnöthig, so viel über Dinge zu reden, welche nicht existiren.

Sire, der Vertrag von Potsdam existirt, sagte Graf Stadion. Der Gesandte, welchen der König von Preußen abgeschickt hat, um Ew. Majestät diese Nachrichten zu überbringen, müßte schon hier bei Ew. Majestät sein, wenn er so rasch gereist wäre, wie der Kaiser Alexander, der mit ihm zu gleicher Zeit Potsdam verlassen hat.

Nun, er möge ankommen, dann werde ich sehen,

ob Sie mir kein Mährchen erzählt haben? rief Napoleon. Wenn der König von Preußen dies gewagt hat, bei Gott, so soll er mir's vergelten*). Das ändert aber nichts an meinen Beschlüssen und Plänen. Ich werde mich nur dann in Unterhandlungen mit Oesterreich einlassen, wenn auch Rußland diesen Unterhandlungen beitritt. Sagen Sie das Denen, welche Sie gesandt haben, und damit leben Sie wohl!

Er nickte leicht mit dem Kopf und den beiden Herren den Rücken zuwendend, trat er an's Fenster. Erst als er an dem leisen Knarren der Thür hörte, daß sie sich zurückgezogen, wandte der Kaiser sich um und begann wieder, die Hände auf dem Rücken gefaltet, langsam auf und ab zu gehen.

Dann blieb er vor dem großen Tisch in der Mitte des Zimmers stehen, und rollte eine der auf demselben befindlichen Landkarten auseinander. Es war eine Karte von Süddeutschland, und nachdem der Kaiser sie auf dem Tisch ausgebreitet hatte, begann er dieselbe mit Nadeln zu bezeichnen, deren verschiedenfarbige

---

*) Napoleon's eigene Worte. Siehe: Hormayr's Lebensbilder aus dem Befreiungskriege. I. und Häusser's Deutsche Geschichte. II. 680.

Köpfe die verschiedenen Armeen der Russen, Oesterreicher und Franzosen bezeichneten.

Die ganze Nacht war der Kaiser unablässig mit dieser Arbeit, mit dem Studium der Karte, mit seinen Messungen und Berechnungen beschäftigt; die hohen Wachskerzen auf den silbernen Leuchtern brannten nieder, er bemerkte es nicht, das Feuer im Kamin war erloschen, er empfand es nicht; von Zeit zu Zeit ward die Thür seines Cabinets leise geöffnet, und das bleiche überwachte Antlitz seines Kammerdieners Constant erschien in demselben, der Kaiser achtete nicht darauf. Seine Seele war nur mit dem Einen Gedanken, dem Einen Ziel beschäftigt: ruhmvoll weiter zu gehen auf der Bahn seiner Siege, Deutschland zu demüthigen, wie er Italien gedemüthigt hatte, und in einem großen, glänzenden Siege die Niederlage von Trafalgar vergessen zu machen!

Der Morgen dämmerte schon empor, als Napoleon sich endlich von seinen Karten erhob und wieder sein langsames Auf- und Abwandeln begann.

Zeit, Zeit! sagte er. Ich brauche nur drei Tage, damit ich das Armeecorps, das schon von Böhmen her unterwegs ist, heranziehen kann. Zeit! Und doch muß

ich einen großen, einen glänzenden Sieg erfechten, noch bevor sich Preußen zu offener Feindschaft gegen mich mit Oesterreich und Rußland vereinigt. Gelingt mir dies nicht, so wird sich das Heer meiner Feinde um hundert und funfzig tausend Mann vermehren. — Daraus folgt, sagte er nach einer Pause ganz heiter und muthvoll, daraus folgt, daß es mir gelingen muß!

Er trat wieder zu der Karte hin, und deutete rasch mit dem Finger auf dieselbe.

Hier drüben bei Olmütz stehen die Oesterreicher, sagte er rasch. Hier die russischen Garden, dort die vereinigten Corps von Kutusow und Buxhövden, weiterhin die Avantgarde, unter dem Fürsten Bagration. Wenn sie jetzt rasch und entschlossen vorwärts gehen, gerade auf meine Fronte los, so ist die Uebermacht zu groß; wenn sie zaudern oder ich sie zum Zaudern bewegen kann, damit mein böhmisches Armeekorps angelangt sei, so werde ich sie besiegen! Versuchen wir's also! Stellen wir uns unthätig und schüchtern, damit sie nicht thätig werden! Eines Feldherrn bester Verbündeter ist die List! Versuchen wir es damit!

Er trat rasch zu seinem Schreibtisch und ein goldberändertes Papier vor sich hinlegend, begann er eiligst zu schreiben.

Eine Viertelstunde später berief eine Ordonnanz den General Savary in das Cabinet des Kaisers.

Napoleon empfing den General mit einem freundlichen Lächeln, aber er schwieg und blickte fast unschlüssig auf den Brief hin, den er in der Hand hielt. Plötzlich indeß schien er sich zu einem festen Entschluß aufzuraffen, und Savary das Schreiben darreichend, sagte er: Gehen Sie damit nach Olmütz; geben Sie dies Schreiben an den Kaiser von Rußland und sagen Sie ihm, daß, da ich erfahren, daß er bei seiner Armee angelangt sei, ich Sie abgeschickt habe, um ihn in meinem Namen zu begrüßen. Wenn er mit Ihnen spricht, und Sie fragt, so wissen Sie, was man unter solchen Umständen antworten muß! Gehen Sie*)!

Nun, und jetzt, sagte der Kaiser, als Savary ihn verlassen hatte, jetzt wollen wir ein wenig schlafen, Constant!

Die Thür öffnete sich sofort, und der Kammerdiener trat ein.

Ah, ich fürchte, Du hast eine schlechte Nacht gehabt, sagte der Kaiser gütig.

Sire, Ew. Majestät haben wieder die ganze Nacht durchwacht, und —

---

*) Napoleon's eigene Worte. Siehe: Mémoires du Duc de Rovigo. II. 171.

Und folglich, unterbrach ihn Napoleon, folglich haſt Du auch gewacht. Nun, tröſte Dich nur, wir werden bald ruhigere Nächte haben, tröſte Dich und verklage mich nicht etwa bei der Kaiſerin Joſephine, wenn wir heim kommen. Die gute Joſephine haßt nichts ſo ſehr als die durchwachten Nächte!

Sire, die Kaiſerin hat wohl Recht, ſie zu haſſen, ſagte Conſtant ehrfurchtsvoll. Ew. Majeſtät, welche ſich den ganzen Tag nicht ſchonen, bedürfen wenigſtens Nachts der Ruhe! Ew. Majeſtät ſchlafen zu wenig.

Dadurch habe ich wenigſtens den Vortheil vor den Langſchläfern, daß ich mein Leben nicht bloß nach Tagen, ſondern auch nach Nächten zählen kann, rief Napoleon heiter. Ich werde achtzig Jahre gelebt haben im Zeitraum von vierzig Jahren. Aber ſei nur ruhig, Conſtant, ich will Dir jetzt den Willen thun, ich will ſchlafen!

Conſtant eilte, die nach dem Schlafzimmer führende Thür zu öffnen. Nicht doch, rief der Kaiſer, wenn ich ſchlafen will, ſo iſt damit nicht geſagt, daß ich zu Bett gehen will. Die Betten ſind eigentlich nur für die alten Weiber und die gichtbrüchigen Greiſe. Als ich noch Unterlieutenant war, habe ich einmal den Verſuch gemacht, ein halbes Jahr lang gar nicht zu Bett zu gehen, ſondern auf der Erde oder auf einem Stuhl

zu schlafen, und ich befand mich ganz gut dabei! Gieb mir mein Kopftuch und meinen Rock, Constant.

Constant eilte seufzend in das Schlafzimmer, um die befohlenen Dinge zu holen, und während er dann dem Kaiser das seidene Kopftuch umlegte, und ihm behülflich war die Uniform mit dem grauen, leicht wattirten und bequemen Tuchrock zu vertauschen, pfiff und summte der Kaiser leise ein Lied vor sich hin.

Dann streckte er sich behaglich in seinem Lehnstuhl aus, und Constant freundlich zunickend, sagte er: sobald der General Savary zurückkehrt, soll er zu mir eintreten!

Constant schlich leise auf den Zehen hinaus in das Vorzimmer. Dort begegnete er einigen seiner Bekannten.

Eine Neuigkeit, meine Herren, sagte er. Wir werden in zwei bis drei Tagen eine Schlacht liefern.

Hat der Kaiser es Ihnen gesagt?

Nein, es ist nicht seine Gewohnheit, dergleichen zu sagen. Aber während der Nachttoilette hat er die Arie Marlborough's gepfiffen, und das thut er nur, wenn es zur Schlacht gehen soll*).

*) Mémoires de Constant. IV. 109.

II.

Vor der Schlacht.

Fünf Stunden später trat General Savary wieder in das Cabinet des Kaisers; er lag noch auf seinem Lehnstuhl und schlief, aber wie der General leise ihn anredete, schlug Napoleon die Augen auf, und fragte lebhaft: Nun, haben Sie den Czar gesehen?

Ja, Sire, ich habe ihn gesehen und auch gesprochen!

Ah, rief Napoleon lebhaft, erzählen Sie recht umständlich und genau! Wie sah er aus, als er meinen Brief las?

Sire, als ich ihm Ihren Brief gegeben, ging der Kaiser mit demselben in ein anstoßendes Zimmer, aus welchem er erst eine halbe Stunde später mit dem Antwortschreiben in der Hand zurückkehrte.

Geben Sie mir das Schreiben, Savary!

Sire, hier ist es!

Napoleon nahm es hastig; wie er aber seine Augen auf die Adresse heftete, verfinsterte sich seine Stirn.

Ah, dieser Herr Kaiser von Gottes Gnaden glaubt, mir den Titel versagen zu können, den mir das französische Volk verliehen hat, sagte er hastig. Er schreibt nicht an den Kaiser von Frankreich, sondern „an den Chef des französischen Gouvernements“.*) Haben Sie Das gelesen, Savary?

Der Kaiser Alexander machte mich selber darauf aufmerksam, Sire. Ich habe mir genau seine Worte gemerkt. Sie lauteten also: Die Adresse trägt nicht den Titel, welchen Ihr Chef seitdem angenommen hat. Ich lege keine Wichtigkeit auf solche Kleinigkeiten; aber es ist eine Regel der Etiquette, und ich werde sie mit vielem Vergnügen ändern, sobald er mir die Gelegenheit dazu gegeben hat.**)

Und was antworteten Sie?

Sire, ich erwiederte: Ew. Majestät hat Recht.

---

*) Historisch. Siehe: Mémoires du Duc de Rovigo. II. 187.

**) Kaiser Alexander's eigene Worte: Mémoires du Duc de Rovigo. II. 187.

Dies kann nur eine Regel der Etiquette sein, und der Kaiser wird es auch nicht anders beurtheilen. Als Général en chef der italienischen Armee hat er schon mehr als Einem König Befehle ertheilt und Gesetze vorgeschrieben; mit der Huldigung der Franzosen zufrieden und glücklich, findet er nur für sie eine Genugthuung darin, anerkannt zu werden.*)

Sie haben gut und zweckmäßig geantwortet, sagte Napoleon mit einem leichten Neigen des Hauptes, indem er den Brief des Kaisers öffnete, und ihn rasch mit den Augen überflog. Redensarten, Phrasen, rief er dann, den Brief verächtlich auf den Tisch schleudernd. Talleyrand hat wohl Recht, zu sagen, die Sprache sei dazu da, damit man durch sie seine Gedanken verberge. Diese Leute benutzen sie dazu!

Sire, in seinem Gespräch verbarg der Kaiser seine Gedanken gar nicht, erwiederte der General. Ich habe lange und ausführlich mit dem Kaiser gesprochen und ich darf sagen, daß er seine Gedanken sehr freimüthig ausgesprochen hat. Der Kaiser Alexander sagte: „von einem Frieden könne nur dann die Rede sein, wenn Ew. Majestät vernünftige Bedingungen machten, die Niemand verwundeten, und die nicht darauf berechnet

*) Mémoires du Duc de Rovigo II. 187.

wären, die Macht und das Ansehen der übrigen Fürsten zu schwächen und die Frankreichs zu erhöhen. Frankreich sei an sich schon groß und stark, es bedürfe keiner Vergrößerung und die übrigen Mächte könnten eine solche nicht dulden."

Ah, ich werde sie lehren, sie dennoch zu dulden, rief Napoleon, ich werde ihnen Allen beweisen, daß Frankreich an der Spitze aller Monarchieen steht, und ich werde sie zwingen, den Kaiser von Frankreich mit gebeugtem Haupte anzuerkennen!

Er ging hastig auf und ab, mit zornglühenden Augen, mit hochathmender Brust. Allmälig ward sein Schritt ruhiger, und die Falten auf seiner Stirn glätteten sich.

Ich brauche noch zwei Tage, murmelte er leise vor sich hin, zwei Tage, und ich muß sie haben! Savary, sagte er dann laut, sich an den General wendend, haben Sie sonst keine Beobachtungen gemacht? Haben Sie nicht bemerkt, wie die Stimmung im russischen Lager war?

Sire, die ganze russische Jugend vom höchsten Adel war da in der Umgebung des Kaisers, und mit Vielen habe ich mich unterhalten, Vieles habe ich gehört und beobachtet.

Nun, und wie denkt man über uns?

Savary lächelte. Sire, sagte er, diese jungen Leute athmeten nichts als Kampf und Sieg, und sie schienen zu glauben, daß Ew. Majestät den Krieg zu vermeiden wünschten, seit die Russen sich mit den Oesterreichern vereinigt hätten.

Ah, Das schienen sie zu glauben? rief Napoleon freudig. Nun, wir wollen sie in diesem Glauben bestärken. General, nehmen Sie einen Trompeter, und kehren Sie in's russische Lager zum Kaiser Alexander zurück. Sagen Sie ihm, daß ich ihm auf morgen eine Zusammenkunft vorschlagen lasse, zwischen beiden Heeren, auf offenem Felde, Zeit und Stunde nach seinem Belieben, und daß, wohlverständlich, während dieser Zeit ein Waffenstillstand von 24 Stunden eintreten müsse. Gehen Sie!

Ich glaube, sagte der Kaiser, als er wieder allein war, ich glaube, ich habe auch meinen zweiten Tag gewonnen, nun fehlt mir nur noch der dritte, um endlich alle meine Feinde besiegen zu können! Diese übermüthigen Herren Russen glauben also, daß ich eine Schlacht vermeiden und ruhig hier stehen bleiben will? Ich will sie in diesem Glauben bestärken, es sollen Schanzen angelegt und Arbeiter an den Batterie-

bettungen aufgestellt werden! Alles muß den Anschein der Aengstlichkeit und Verzagtheit haben!

Und Napoleon berief seine Generäle um sich, und ertheilte ihnen laut diese neuen Befehle, leise beorderte er sie, die retrograde Bewegung beginnen zu lassen, und die Truppen unmerklich auf dem großen, gestern recognoscirten Terrain die Stellungen einnehmen zu lassen, welche er ihnen bestimmte.

Und die Nacht verging und die Hälfte des zweiten Tages, bevor General Savary von seiner Sendung heimkehrte. Napoleon hatte während dieser Zeit sein Quartier verändert. Er hatte sich in's Lager zu seiner Armee begeben, und ein Bund Stroh diente ihm jetzt zur Lagerstätte. — Er hatte Savary mit Ungeduld erwartet, und ging ihm hastigen Schrittes entgegen.

Weshalb so spät? fragte er.

Sire, es war fast unmöglich, zum Kaiser zu gelangen. Er hatte Olmütz verlassen, und sich, gleich Ew. Majestät, in das Lager zur Armee begeben. Die ganze Nacht hindurch geleitete man mich von Bivouac zu Bivouac, um den Fürsten Bagration zu suchen, der allein mich zum Kaiser führen konnte.

Und Sie haben den Kaiser gesprochen? fragte Napoleon ungeduldig.

Ja, Sire, nach vielen Hindernissen und Schwierigkeiten ist es mir gelungen, bis zum Kaiser zu gelangen. Ich trug ihm den Vorschlag Ew. Majestät vor. Der Kaiser meinte, es würde ihm außerordentliche Freude gewähren, Ew. Majestät zu sehen und kennen zu lernen, aber die Zeit sei jetzt zu kurz dazu. Auch müsse er vor einer solchen Unterredung erst sich mit dem Kaiser von Oesterreich besprechen, und außerdem erst die Gesinnungen Ew. Majestät näher kennen, um danach beurtheilen zu können, ob eine Unterredung förderlich sei. Deshalb wolle er mich von einem seiner Vertrauten begleiten lassen, und ihm eine Mission an Ew. Majestät geben. Die Antwort, die er von Eurer Majestät brächte, solle alsdann entscheiden!

Ah, und der dritte Tag wird auf diese Weise hingehen! rief Napoleon freudig. Haben Sie den Abgeordneten des Kaisers mitgebracht?

Ja, Sire! Es ist der Fürst Dolgorucki, der erste Adjutant des Kaisers.

Wo ist er?

Sire, ich ließ ihn bei der Hauptwache, dort erwartet er die Befehle Ew. Majestät.

Napoleon sprang hastig von dem Strohbündel

empor, auf welchem er mit in einander geschlagenen Armen gesessen hatte.

Mein Pferd! rief er laut, und wie Roustan seinen Schimmel herbeiführte, schwang er sich in den Sattel und sprengte so rasch vorwärts, daß sein Gefolge ihn kaum einzuholen vermochte. Nahe bei der Hauptwache angelangt, hielt er sein Pferd an und stieg ab, und während er Savary absandte, den Fürsten Dolgorucki zu ihm zu führen, murmelte er leise: Jetzt nur noch Einen Tag!

Mit der Ruhe und Gelassenheit eines sieggewohnten Feldherrn, eines stolzen Imperators, empfing er den Fürsten. Ein Wink seiner Hand hieß sein Gefolge zurücktreten, und als sie sich weit genug entfernt hatten, begann er seine Unterredung mit dem Fürsten Dolgorucki, auf der großen Landstraße mit ihm auf und abwandelnd.

Auf einmal näherte sich der Kaiser rasch den Herren seines Gefolges, und sie hörten, wie er mit lauter, zürnender Stimme sagte:

Wenn Sie mir weiter nichts zu sagen haben, so eilen Sie, Ihrem Kaiser den Bescheid zu bringen, daß ich gar nicht an dergleichen Bedingungen gedacht hätte, als ich eine Unterredung mit ihm wünschte, ich

würde ihm nur meine Armee gezeigt, und was die Bedingungen anbetrifft, mich auf seine Redlichkeit verlassen haben. Er will es, nun wohl, so schlagen wir uns! Ich wasche meine Hände in Unschuld!*)

Er wandte dem Fürsten Dolgorucki mit einem leisen Winken seiner Hand den Rücken, und den flammenden Adlerblick auf seine Generäle geheftet, sagte er achselzuckend:

Die russische Friedensbedingung ist, daß Frankreich Belgien wieder herausgebe, und vor allen Dingen die Krone von Italien an den König von Sardinien abtrete! Oh, jene Leute müssen verrückt sein! Sie wollen, daß ich Italien räume, und sie werden bald erfahren, daß sie mich nicht einmal aus Wien fortbringen können. Was für Projecte hatten sie denn, und was würden sie aus Frankreich machen, wenn sie mich geschlagen hätten? Nun, meiner Treu, es mag kommen, wie's Gott gefällt, aber noch ehe acht und vierzig Stunden vergehen, will ich sie für ihren Uebermuth gut bezahlen!**)

---

*) Napoleon's eigene Worte. Siehe: Mémoires du Duc de Rovigo. II. 196.

**) Ebendaselbst S. 198.

Und statt sein Pferd wieder zu besteigen, ging er zu Fuß weiter auf der Landstraße dahin, leise vor sich hinmurmelnd und mit seiner Reitpeitsche die kleinen Grashalme abschlagend, die auf dem Wege standen. Jetzt war er bis zu dem ersten Infanterieposten seiner Armee gelangt. Ein alter Soldat stand als Schildwache da, sorglos und unbekümmert stopfte er sich seine Pfeife, während er das Gewehr zwischen seine Füße genommen hatte.

Das düstere Auge des Kaisers wandte sich zu ihm hin, und hinüber deutend nach der Gegend, wo die Feinde standen, sagte er grollend: Die übermüthigen Kerls da glauben, uns nur so ohne Weiteres verschlingen zu können!

Der alte Soldat sah den Kaiser mit seinen klugen Augen lächelnd an, und stopfte mit dem kleinen Finger seiner Rechten ruhig an seiner Pfeife weiter.

Oh, oh, sagte er, das geht nicht so rasch, das Verschlingen! Wir legen uns in die Quere, Majestät! —

Der Kaiser lachte laut auf, und sein Antlitz erheiterte sich. Ja, sagte er, Du hast Recht, wir wollen uns in die Quere legen, damit sie an uns ersticken!

Er nickte dem Soldaten zu, und sich auf sein Pferd schwingend, kehrte er in's Hauptquartier zurück. Der Abend dunkelte bereits, und zu dem mondhellen Himmel emporblickend, murmelte der Kaiser: Nun nur noch Einen Tag! Dann schlage ich sie! —

Und das Schicksal gab ihm diesen Einen Tag! Wohl näherte sich ihm die vereinte österreichisch-russische Armee, aber sie griff noch nicht an. Sie stellte sich nur wie zur Herausforderung in langer Linie gerade dem französischen Lager gegenüber auf, so nahe, daß man deutlich ihre Bewegungen sehen, ihre Regimenter unterscheiden konnte.

Napoleon war den ganzen Tag zu Pferde, er besichtigte seine ganze Armee, Regiment nach Regiment. Sein Antlitz strahlte vor Entzücken, seine Augen blitzten vor Begeisterung, und ein wunderbares Lächeln umspielte seine Lippen.

Das erwartete Armeecorps aus Böhmen war angelangt, die drei Tage des Zögerns hatten ihre Früchte getragen, er fühlte sich jetzt stark genug, die Feinde zu besiegen.

Mit heiterm Ton sprach er hier und dort zu den Soldaten, und sie antworteten ihm mit begeisterten Zurufen. — Mit prüfendem Auge besichtigte er die

Kanonenparks und die leichten Batterieen, und gab dann den Officieren und Kanonieren ihre Instructionen. Erst nachdem er Alles selbst in Augenschein genommen, die Ambulancen und die Transportmittel für die Verwundeten besichtigt hatte, kehrte er in sein Bivouac zurück, um sein einfaches Mahl einzunehmen. Dann versammelte er alle Marschälle und Generäle um sich, und sprach mit ihnen von Allem, was sie am nächsten Tage zu thun hätten, und was möglicher Weise der Feind thun könne. Jedem ertheilte er seine Instructionen, wies er seine Stellung an, und schon am Abend dieses Tages erließ er an sein Heer einen Aufruf zur Tapferkeit und Freudigkeit für den morgenden Tag.

„Soldaten", sprach er zu ihnen in diesem Aufruf, „die russische Armee steht vor Euch, um die österreichische wegen Ulm zu rächen. Unsere Positionen sind furchtbar, und während sie marschiren werden, um meine Rechte zu umgehen, werden sie mir die Flanke bloßgeben. Soldaten! Ich werde alle Eure Bataillons selbst leiten, ich werde weit vom Feuer bleiben, wenn Ihr mit Eurer gewohnten Tapferkeit die feindlichen Glieder in Unordnung bringt. Sollte aber der Sieg nur einen Augenblick zweifelhaft sein, so würdet

Ihr Euren Kaiser sich den ersten Streichen aussetzen sehen. Der Sieg kann unmöglich wanken in einem Treffen, wo es auf die Ehre der französischen Infanterie ankommt. Jeder sei durchdrungen von dem großen Gedanken, daß die Söldlinge England's, die uns so tief hassen, überwunden werden müssen! Dieser Sieg wird unserm Feldzug ein Ende machen, wir werden in die Winterquartiere ziehen, und der Friede, den ich schließen werde, wird meines Volkes, Eurer und Meiner würdig sein."

Die Soldaten empfingen diesen Aufruf mit lautem Jubel, und als beim Einbruch der Nacht Napoleon noch einmal durch das Lager ritt, grüßten sie ihn mit begeisterten Zurufen.

Der Kaiser ist da, wir wollen den Kaiser sehen! riefen sie jauchend, und die Strohbündel, welche ihnen zur Lagerstätte dienen sollten, als Fackel benutzend, zündeten sie dieselben an, und schwenkten sie in die Luft mit dem Ruf: Es lebe der Kaiser! Es lebe Napoleon der Große!

Mit Blitzesschnelle breitete sich der Ruf und das Feuerzeichen durch die ganze Armee aus; tausende und tausende von Strohfackeln flammten empor, wie ein großes, sprühendes Feuermeer leuchtete auf einmal das

ganze Lager auf, und die Jubelrufe, von mehr als hunderttausend Kehlen ausgestoßen, tönten hinüber zu den staunenden Oesterreichern und Russen.

Der Kaiser, sein Angesicht strahlend vor Heiterkeit und Glück, kehrte zu der Baracke zurück, welche ihm die Soldaten hergerichtet, und in welcher ein Bündel Stroh ihm als Lager dienen sollte.

Mit einem Gefühl unendlichen Behagens warf er sich auf das Stroh nieder, und seine Kammerdiener Roustan und Constant, die ihn beschworen, sich von ihnen mit wärmern Kleidern umhüllen zu lassen, lächelnd zurückweisend, sagte er: Macht mir ein gutes Feuer an, und laßt mich schlafen, wie es einem Soldaten geziemt, der morgen einen heißen Tag vor sich hat.

Er drückte sein Haupt in das Stroh und schlief ein, und er schlief noch, als die Marschälle und Generäle beim Anbruch des Tages, wie der Kaiser es befohlen, zu seiner Baracke kamen.

In ehrfurchtsvollem Schweigen umstanden sie die offene Baracke, und schauten hin auf den Feldherrn, der heute eine große Schlacht liefern sollte, und der da auf dem Stroh lag, mit ruhig, heiterm Angesicht, mit dem sanften Schlaf eines Kindes.

Aber man durfte ihn nicht länger schlafen lassen,

denn der Kaiser, welcher alle Bewegungen dieses Tages auf Stunde und Minute angeordnet hatte, würde schwer gezürnt haben, bei irgend einer Verzögerung.

General Savary näherte sich daher dem schlafenden Kaiser, sich dicht über ihn neigend, und dann hörte man weit durch die Morgenstille seine laute, ernste Stimme sagen: Sire, die festgesetzte Stunde ist gekommen.

Napoleon öffnete die Augen und sprang empor. Der Schlaf war schnell und auf einmal wie ein leichter Schleier von ihm abgefallen, die Augen öffnend, war er schon wieder der Kaiser und der Feldherr. Einen langen prüfenden Blick warf er zu dem grauen, feuchten und winterkalten Horizont empor, und der dicke Nebel, der alle Gegenstände auf zehn Schritte schon in dichte Schatten einhüllte, machte seine Augen höher aufblitzen vor Freude!

Dieser Nebel ist uns ein guter Bundesgenosse, denn er wird den Feinden unsere Bewegungen verhüllen, sagte er als Morgengruß zu seinen Marschällen. Ertheilen Sie Ihre Befehle, meine Herren, die ganze Armee soll in aller Stille die Waffen nehmen.

Dann bestieg der Kaiser sein Pferd und ritt durch das Lager hin, und sah zu, wie die Infanterie und Cavallerie sich in Colonnen formirte.

Es war jetzt sieben Uhr Morgens. Der Nebel begann empor zu steigen, die ersten falben Streifen der wärmelosen Decembersonne durchleuchteten ihn, und begannen allgemach die ferneren Gegenstände zu erhellen.

Der Kaiser hielt auf einer kleinen Anhöhe, von welcher er die Gegend rings umschauen konnte; alle seine Marschälle umgaben ihn, und harrten mit ungeduldiger Spannung des Befehls zum Angriff.

Noch herrschte eine tiefe Stille überall, auf einmal ward dieselbe durch fernes Kanonen- uud Pelotonfeuer unterbrochen. Wie ein leuchtender Blitz fuhr es durch das Antlitz des Kaisers hin, und das Haupt stolz emporrichtend, zog er die Zügel seines Pferdes straffer an.

Auf ihre Posten, meine Herren, sagte er mit gebieterischer Stimme, die Schlacht beginnt!*)

---

*) Die Schlacht von Austerlitz, oder die Drei-Kaiserschlacht, fand am 2. December 1805 statt, und war einer der glänzendsten Siege Napoleons.

III.

Gott erhalte Franz den Kaiser.

Seit drei Tagen war Wien in Unruhe und Bewegung. Niemand arbeitete, Niemand mochte daheim bleiben, einsam in seinem Hause. Jeder eilte hinaus auf die Straße, als hoffe er da von den großen Neuigkeiten, die man stündlich erwartete, früher eingeholt zu werden, als werde die frische Luft, welche vor drei Tagen den Donner der Kanonen herübergetragen, heute auch die Siegesbotschaft von den Kaisern Franz und Alexander daherwehen.

Aber diese Siegesbotschaft kam immer noch nicht, der Donner der Kanonen hatte eine raschere Zunge, als der Courier, der die Siegesnachricht bringen sollte. Er kam noch immer nicht, und doch harrten die guten Wiener auf ihn mit Ungeduld, und zugleich mit solcher freudigen Zuversicht! Niemand freilich wußte mit Be-

stimmtheit zu sagen, wo die Schlacht eigentlich stattgefunden, aber man konnte doch ungefähr die Gegend berechnen, denn man wußte ja, daß die Verbündeten bei Olmütz gestanden hatten, dann weiter vorgerückt waren nach der Gegend von Brünn und Austerlitz, wo das französische Heer seine Stellung genommen. Man berechnete nun, wie viel Zeit der Courier bedürfe, um vom Schlachtfeld aus nach Wien zu kommen, man brachte die möglichen Hindernisse und Störungen in Anschlag, die sein rascheres Weiterkommen hatten aufhalten können. Aber Niemand fand sein langes Ausbleiben beängstigend, Niemand zweifelte an dem Siege!

Die beiden Heere der Verbündeten waren ja dem französischen Heer weit überlegen, und Napoleon hatte dies Mal selber an keinen Sieg geglaubt, er hatte sich mit seiner Armee zurückgezogen, weil er den Kampf mit der Uebermacht vermeiden wollte; er war in seiner Verzagtheit sogar soweit gegangen, an den Kaiser Alexander von Rußland zu schreiben, und ihn um Frieden zu bitten!

Wie konnte man also annehmen, daß Napoleon in dieser Schlacht, deren Donner vor drei Tagen die Wiener mit Entzücken erfüllt hatte, der Sieger gewesen.

Nein, dem Eroberer war endlich vom Schicksal ein Halt zugerufen, und auf dem österreichischen Boden sollten seine Adler zu Boden sinken, seine Lorbeern verwelken!

Niemand zweifelte daran, muthige Siegesfreudigkeit belebte alle Gemüther, strahlte von allen Gesichtern. Mit welcher Sehnsucht man der Ankunft des Couriers entgegen harrte, wie man sich freute, endlich einen Triumph feiern zu dürfen, über diese hochmüthigen Franzosen, welche in letzter Zeit die armen Wiener so vielfach gedemüthigt und geärgert hatten. —

Noch freilich hatte die französische Gesandtschaft Wien nicht verlassen. Das war aber nur ein Zeichen, daß auch sie noch keinen Courier vom Schlachtfeld erhalten, denn sonst würde sie Wien in aller Eile schon geflohen haben.

Aber man wollte diese übermüthigen Herren Franzosen nicht so ruhig und still abziehen lassen, man wollte sie wenigstens begleiten mit lautem Hohngelächter, mit Spott und Verwünschungen.

Tausende umlagerten daher das Hôtel der französischen Gesandtschaft, in welchem Talleyrand, der Minister des Kaisers Napoleon, seit einigen Tagen verweilte, und nicht mehr wie sonst verschluckte man

seinen Ingrimm und seinen Haß, sondern man sprach ihn laut aus, man drohte nicht nur mit seinen Blicken, sondern auch mit seinen Fäusten zu den Fenstern des französischen Ministers hinauf.

Und während Tausende das Gesandtschaftshôtel umlagerten, zogen andere Tausende hinaus auf die Landstraße von Möhringen und starrten athemlos den Weg hinunter, hoffend auf den ersehnten Boten, der endlich ihnen den Sieg verkünden werde!

Auf einmal begann es da hinten auf der Landstraße sich zu regen, zuweilen leuchtete es auf, wie blinkende Sterne, dann sah man ein buntes Gemisch von Farben, es kam näher und näher! Ja, kein Zweifel mehr, es waren Soldaten, es waren heranziehende Regimenter, vielleicht schon die heimkehrenden Helden, welche das französische Heer geschlagen hatten.

Wie das siegesstolze, sanguinische Volk von Wien es jetzt in seinem Herzen beklagte, daß keine französischen Regimenter mehr in Wien lagerten, daß sie Alle schon vor acht Tagen Wien verlassen hatten, und zur Armee abgegangen waren! — Jetzt hätte man eine Gelegenheit gehabt sich zu rächen für die Gastfreundschaft, die man seit einigen Wochen den Franzosen hatte zu Theil werden lassen! Jetzt hätte man sie mit Schimpf und

Schande über diese Straßen dahin jagen wollen, welche sie seit Wochen mit stolzem Siegerschritt durchmessen hatten!

Die Soldaten kamen näher und näher, das Volk wogte ihnen entgegen, wie eine einzige, ungeheure Riesenschlange, mit tausend und tausend beweglichen Gliedern, mit tausend und tausend blitzenden Augen.

Aber auf einmal wurden diese Augen starr, entsetzensvoll; auf einmal verstummte das freudige Summen, das sonst wie ein Schwarm in der Sonne spielender Mücken die Luft erfüllt hatte.

Das waren nicht österreichische Uniformen, nicht russische! Das waren die verhaßten Farben Frankreichs! Es waren französische Regimenter, welche da einher kamen.

Und jetzt auch flogen Couriere herbei, die ersehnten Couriere! Aber es waren keine österreichischen Couriere, die tricolore Schärpe flatterte um ihre Hüften, sie grüßten das Volk nicht mit deutschen Lauten und deutschem Brudergruß! Sie sprengten vorüber und riefen laut: Victoire! Victoire! Vive l'Empereur Napoléon!

Das Volk stand schweigend, bleich vor Entsetzen; es starrte den Regimentern entgegen, welche jetzt mit

klingendem Spiel einhergezogen kamen und den Wienern die Töne der Marseillaise und des Va t'en guerrier zu hören gaben; es starrte diese zerlumpten, mürrischen Gestalten an, welche da in der Mitte der Soldaten gingen, wie die römischen Sclaven vor dem Wagen des Triumphators. Diese armen, bleichen Jammergestalten trugen keine französische Uniform und die Tricolore-Schärpe umgab nicht ihre Taillen, sie trugen auch keine Wehr und Waffen, ihre Hände waren leer, ihre Blicke niedergeschlagen!

Das waren Gefangene, Gefangene der Franzosen, und sie trugen russische Uniformen.

Das Volk sah es mit Entsetzen, mit stummem Hinstarren. Aus seiner stolzen Siegesüberzeugung waren die guten Wiener plötzlich in einen Abgrund des Unglücks hinuntergestürzt und sie fühlten sich davon betäubt, der Sprache, der Gedanken beraubt. Sie standen da, bleich, athemlos und ließen das Schauspiel des heimkehrenden Siegers mit trostloser Niedergeschlagenheit an sich vorüberziehen.

Auf einmal machte die blitzende Colonne, die da in der Mitte des schweigenden Volkes die Straße hinaufzog, Halt und die Musik verstummte. Ein Officier sprengte herbei und sprach einige Worte mit dem commandirenden Obristen. Dann traten auf einen

Wink und einen rasch gesprochenen Befehl des Obristen vier Soldaten aus der Reihe, und sich Bahn machend durch die gaffende Menge, schritten sie gerade auf das kleine Haus zu, das da einsam und still inmitten seines Gärtchens an der Straße lag.

Jeder Wiener kannte dieses Häuschen und den Mann, der darin wohnte, denn das Haus war das Haus Joseph Haydn's

Wie jetzt die vier Soldaten zu der Thür des allbeliebten, allbekannten Meisters hinschritten, schien das Volk zu erwachen aus seiner Betäubung, ein einziger Schrei der Wuth und des Entsetzens ertönte und tausend und tausend Stimmen riefen und kreischten: Vater Haydn! Sie wollen uns Vater Haydn gefangen nehmen!

Aber nein! Die vier Soldaten blieben vor der Thür stehen, sie schulterten das Gewehr und stellten sich als vier Ehrenschildwachen vor dem Hause auf.*)

Und die Musik des eben neu anmarschirenden Regiments machte auch Halt auf der Straße und mit schmetternden Trompetentönen, mit Posaunen und

---

*) Historisch. Siehe: Geschichte Napoleons von . . . r. II. 87. und „Zeitgenossen."

Fanfaren begannen die französischen Musiker eine Melodie zu spielen, die Jedermann kannte, die Melodie der großen Arie aus der Schöpfung: „Nun beut die Flur das frische Grün.“*)

Wie triumphirender Hohn des Siegers klang es den armen Wienern, diese Melodie des deutschen Meisters von den französischen Siegestrompeten blasen zu hören, und Thränen der schmerzlichen Schaam, der heimlichen Wuth füllten manches Auge, das niemals geweint, und ein Gefühl bittern Schmerzes durchdrang jede Brust.

Die französischen Musiker hatten noch nicht zu Ende gespielt, da flog in dem obern Stockwerk des Hauses das Fenster auf und in demselben erschien das ehrwürdige, von weißen Locken umwallte Haupt Joseph Haydn's. Seine Wangen waren bleich, seine Lippen zitterten, denn sein heimkehrender Bedienter hatte ihm soeben die Nachricht gebracht, daß die Franzosen abermals gesiegt, daß Napoleon die beiden Kaiser bei Austerlitz geschlagen hätte.

Der Greis Joseph Haydn zitterte deshalb und war bleich, aber der Genius Joseph Haydn war muth=voll, freudig und trotzig und er erglühte in edlem

---

*) Historisch.

Zorn darüber, daß die Trompeter des französischen Siegers seine deutsche Musik zu spielen wagten.

Dieser Zorn des ewig jungen, ewig kühnen Genius flammte aus Haydn's Augen und gab jetzt seinem ganzen Wesen die Kraft und Elasticität der Jugend wieder.

Sich weit herauslehnend aus dem Fenster, winkte er mit beiden Armen dem Volk zu, daß es zu ihm emporblickte und die Hüte schwenkte ihn zu begrüßen.

Singt doch, Ihr Wiener! schrie er hinunter, singt doch unser Lieblingslied!

Eben war die Musik verstummt und jetzt mit lauter weitschallender Stimme begann Joseph Haydn zu singen: Gott erhalte Franz den Kaiser, unsern guten Kaiser Franz!

Und auf einmal schmetterte und brüllte es aus tausend und tausend Kehlen: Gott erhalte Franz den Kaiser! Unsern guten Kaiser Franz!

Oben am Fenster stand Joseph Haydn und hob den Arm links und rechts, als stehe er da vor seinem Orchester und dirigire seinen Chor.

Immer lauter, immer jubelnder sang das Volk sein Lieblingslied, und unter diesem Gebet eines ganzen Volkes, unter dieser Jubelhymne, mit welcher die Wiener

ihren unglücklichen, besiegten Kaiser im Angesicht des Siegers feierten, zogen die Franzosen die Straße hinauf, dem Innern der Stadt Wien zu.

Joseph Haydn stand noch immer am Fenster, er taktirte nicht mehr, er sang nicht mehr. Er hatte die Hände gefaltet und lauschte den heiligen Orgeltönen des Volksgesanges, er hatte die Hände gefaltet und schaute zum Himmel empor, und wie Diamanten blinkten die Thränen, die in seinen Augen standen.

Das Volk aber sang und jubelte immer noch, den Franzosen zum Trotz: Gott erhalte Franz den Kaiser! unsern guten Kaiser Franz!

Und die siegreichen Franzosen zogen still durch die geöffnete Reihe des Volks dahin.

IV.

Der Patriotismus.

Die Prinzessin Mariane Eybenberg kehrte so eben von einem Feste zurück, das der englische Gesandte Lord Paget ihr zu Ehren gegeben hatte, und das zugleich eine Vorfeier des Sieges sein sollte, den die beiden Kaiser, die Verbündeten Englands, vorgestern ohne Zweifel über den Ursurpator errungen hatten.

Mariane Eybenberg war daher in strahlender Toilette, geschmückt mit Brillanten und Goldgeschmeide, schön und stolz wie eine Königin anzuschauen. Sie stand jetzt auf der Höhe ihres Glückes, sie war noch immer schön, und sie war außerdem gewissermaßen die Patroneß der auserlesensten Gesellschaft Wiens, der Mittelpunkt der geistigen sowohl, wie der aristocratischen Kreise geworden. Sie hatte ihr Ziel erreicht. Die Jüdin Mariane Meyer war jetzt eine von der ganzen Welt

anerkannte Standesperson, und die Prinzessin Mariane Eybenberg fühlte sich so ganz sicher und heimisch in ihrer Stellung, daß sie selber fast vergessen hatte, wer und was sie früher gewesen. Nur zuweilen erinnerte sie sich dessen, nur dann, wenn dies Erinnern ihr zugleich einen Triumph bereitete, und wenn sie solchen Personen begegnete, welche sie vor Zeiten mit stolzer Geringschätzung in der guten Gesellschaft höchstens geduldet hatten, und welche es jetzt nicht verschmäheten, um die Einführung in ihren Salon als um eine Gunst sich zu bewerben.

Dieser Salon war jetzt in Wien die einzige Zuflucht der guten Gesellschaft, der einzige Ort, wo man sicher war, inmitten dieser Wirren und dieser Zerrissenheit immer den Geistreichsten und Bestgesinnten zu begegnen, wo man niemals zu fürchten hatte, Leute von zweifelhafter Gesinnung oder gar Franzosen zu treffen.

Aber freilich, seit die kaiserliche Familie aus Wien entflohen war, hatte auch der Salon der Prinzessin Eybenberg sich nach und nach verödet, denn der hohe Adel hatte sich zurückgezogen auf seine Güter und Schlösser, und die Minister und höheren Beamten waren dem Kaiser und dem Hof nach Olmütz gefolgt.

Auch die Gesandten wollten sich jetzt dorthin begeben, und deshalb war das Fest, welches der englische Gesandte, Lord Paget, heute der von ihm angebeteten Freundin Prinzessin Eybenberg gegeben, nicht bloß ein Freuden- sondern auch ein Abschiedsfest.

Von diesem Fest, wie gesagt, war Mariane eben heimgekehrt. Mit lebhaften Schritten, verloren in tiefe Gedanken, ging sie in ihrem Boudoir auf und ab, zuweilen leise Worte vor sich hin murmelnd, zuweilen tief aufseufzend, wie in unendlicher Pein. Wie sie eben wieder an dem großen venetianischen Spiegel vorüberkam, blieb sie stehen, und betrachtete in demselben die glänzende und hoheitsvolle Erscheinung, welche er ihr wiederstrahlte.

Es ist wahr, sagte sie traurig, die Prinzessin Eybenberg ist eine schöne und stattliche Person, sie hat sehr schöne Brillanten, einen sehr schönen Titel, sie macht ein glänzendes Haus, sie hat sehr viele Anbeter, sie wird verehrt und geliebt als eine begeisterte Patriotin, sie hat Alles was das Leben schmücken und verschönen kann, und doch sehe ich da eine Wolke auf dieser Stirn, von welcher die Künstler sagen, daß sie eine Wiederholung der Ludovisischen Juno sei, die Diplomaten, daß sie der Pallas Athene angehöre. Was bedeutet diese

Wolke? Gieb eine Antwort Du da drin in dem Spiegel, Antwort, Du stolzes Weib mit dem Brillantdiadem, wie kommt es, daß Du ein trauriges Gesicht machst, obwohl die Welt sagt, daß Du glücklich und hochgeehrt seiest!

Sie schwieg und blickte fast erwartungsvoll in den Spiegel zu ihrem eigenen Bilde hin. Auf einmal begann die Pendule mit lautem, schnurrendem Schlag die Stunde anzugeben.

Mitternacht, flüsterte Mariane leise vor sich hin, Mitternacht, die Stunde der Geister! Ich will auch einen Geist citiren, fuhr sie nach kurzem Schweigen fort, ich will ihn anrufen und ihn zwingen, mir Antwort zu geben!

Und den Arm gegen das funkelnde, glänzende Spiegelbild erhebend, sagte sie mit lauter, feierlicher Stimme: Mariane Meier, stehe auf aus Deinem Grabe, und komm hierher, mir Antwort zu geben auf meine Fragen! Mariane Meier, stehe auf und wandle, die Prinzessin Eybenberg ist es, die Dich ruft! Ach, ich sehe Dich, Du bist es, Mariane, Du schaust mich an mit den traurigen Augen jener Tage, als Du viel Schmach und Demüthigung zu ertragen hattest, und als Du saßest traurig an den Wasserflüssen Babylons

und weinteſt, ja, ich erkenne Dich, Du trägſt noch immer da an Deiner Naſe den Zug Deiner Urväter Levy; die Menſchen wollen ihn nicht mehr bemerken, ich aber ſehe ihn. Mariane Meier, nun höre mich, und ſprich zu mir: Sag mir, was fehlt der Prinzeſſin Eybenberg, daß ſie nicht glücklich iſt? Schau Dich um in ihrem Hauſe, Mariane Meier, Du wirſt da Ueberfluß und Pracht ſehen, wie Du es nimmer gekannt haſt in den Tagen Deiner Kindheit. Sieh ihre vergoldeten Meubles, ihre Teppiche und Luſtres, ſieh die ſchönen Gemälde an den Wänden, und in den Schränken das reiche maſſive Silbergeſchirr. Sieh ihre Kleider von Sammet und Seide, geſchmückt mit Gold- und Silberſtickerei, ſieh ihre Brillanten und Juwelen und ihr Goldgeſchmeide. Weißt Du noch, Mariane Meier, wie oft Du in den Tagen Deiner kindiſchen Jugend Dich mit heißen Thränen nach allen dieſen Dingen geſehnt haſt? weißt Du noch, wie oft Du mit gerungenen Händen gejammert haſt: oh wär ich doch reich! Denn wer reich iſt, der iſt glücklich! — Die Prinzeſſin Eybenberg iſt reich, Mariane Meier, warum iſt ſie denn alſo nicht glücklich? — Wenn man Dir damals, als Du bloß weinteſt nach Reichthum, Mariane Meier, wenn man Dir damals prophezeiht

hätte, Du würdest dereinst einen Fürstentitel tragen, und Dein geschmähetes Judenhaupt stolz erheben in der höchsten Gesellschaft, würdest Du nicht gedacht haben, dies sei der Gipfel des Glücks und nichts bliebe dann mehr zu wünschen? Ach, Mariane Meier, ich stehe auf diesem Gipfel, und doch scheint es mir, daß ich viel weiter entfernt bin vom Glück, wie Du es damals warst! Du hattest damals etwas, wonach Du ringen und streben konntest, Du hattest ein großes Ziel! Was aber habe ich? Ich stehe bei meinem Ziel, und es giebt nichts mehr für mich zu erlangen und zu erkämpfen! Das ist das Geheimniß meines Trübsinns: es bleibt für mich nichts mehr zu erkämpfen! Ich stehe auf meiner Höhe, und jeder Schritt, den ich thue, ist ein Schritt bergab, dem Grabe zu, und wenn das Grab sich über mir schließt, wird nichts mehr von mir zurückbleiben, und mein Name wird ruhmlos verhallen, während der Name des verhaßten Usurpators wie eine goldene Harfe durch alle Welt klingen wird! Oh, ein wenig Ruhm, ein wenig irdische Unsterblichkeit, das ist es, Mariane Meier, was das ehrgeizige Herz der Prinzessin Eybenberg sich ersehnt, das ist es, wofür sie Jahre ihres Lebens mit Freuden hingeben würde. Das Leben ist so grenzen-

los langweilig und inhaltslos, es ist nichts als eine glänzende Phrase, nichts als ein lächelndes, aufgeputztes Einerlei mehr! — Aber horch, was ist das? unterbrach sie sich auf einmal selber. War's mir nicht, als hört' ich Schritte im kleinen Corridor? Ja, ich täusche mich nicht! Jetzt kommt's an die Thür. Oh er ist es also, es ist Gentz.

Sie flog nach der Thür hin, und sie hastig öffnend, rief sie: Bist Du es, mein geliebter Freund?

Wenn Du mit diesem Epitheton mich meinst, Mariane, ja ich bin es, sagte Gentz, in das Cabinet eintretend.

Und wen anders sollte ich meinen, Friedrich? fragte sie vorwurfsvoll. Wer anders als Du besitzt einen Schlüssel zu meinem Hôtel und zu dieser Thür? Wer anders als Du kann zu jeder Zeit des Tages und der Nacht in mein Haus und meine Zimmer eintreten?

Vielleicht Lord Paget, mein mächtiger, schöner Rival, sagte Gentz nachlässig und ganz ohne Vorwurf, indem er sich müde und erschöpft in den Divan niedergleiten ließ.

Bist Du eifersüchtig auf Lord Paget? fragte sie, sich zu ihm setzend, und ihre von Brillantringen funkelnde Hand auf seine Schulter legend. Bedenke,

mein Freund, daß ich auf Deinen Wunsch allein die Huldigungen des guten Lords angenommen und diese politische Liaison entrirt habe.

Ich weiß, ich weiß, sagte Gentz abwehrend, auch bin ich nicht gekommen über solche Kleinigkeiten mit Dir zu hadern und zu rechten. Ich bin nicht gekommen als ein eifersüchtiger Liebhaber, der mit seiner Geliebten schmollen will, sondern als ein armer, trostloser Mann, der sich zu seiner Freundin flüchtet, um in ihren Busen seine Klagen und seine Verzweiflung auszuströmen, um von ihr ein wenig Sympathie für seine Wuth und seine Trostlosigkeit zu fordern.

Mein Freund, was ist geschehen? fragte Mariane entsetzt. Wo bist Du gewesen seit diesen acht Tagen, daß ich Dich nicht gesehen? Du nahmst in einem flüchtigen Billet Abschied zu einer wichtigen Reise, ohne mir zu sagen, wohin Du gingst. Wo warst Du denn, Friedrich?

Ich war in Olmütz beim Kaiser und den Ministern, seufzte Gentz. Ich hoffte, den Triumph der guten Sache und Deutschlands dort zu fördern, ich hoffte, einen strahlenden Sieg mit zu erleben, und jetzt —

Und jetzt? fragte Mariane athemlos, als Gentz stockte.

Jetzt war ich Zeuge einer schmachvollen Niederlage, seufzte Gentz.

Mariane stieß einen Schrei aus, und ihre Augen flammten auf in Zorn. Er hat abermals gesiegt? fragte sie tonlos.

Er hat gesiegt, und wir sind abermals geschlagen, rief Gentz laut und schmerzvoll. Die letzte Hoffnung Deutschland's, ja Europa's ist gesunken, die Russen sind mit uns in einer schrecklichen Schlacht geschlagen. Das Unglück ist ohne Grenzen, und alle preußischen Armeen sind nun zu schwach, um es zu heben*). Schon haben sich die Russen zurückgezogen, und in dieser Nacht ist der Kaiser Alexander abgereist, um in seine Staaten zurückzukehren.

Und Er, murmelte Mariane leise vor sich hin, Er feiert abermals einen Triumph über uns! Er zieht strahlend weiter auf seiner stolzen Sonnenbahn, während wir zerschmettert und gedemüthigt uns krümmen im Staub der Erniedrigung. Ist es Dein Wille, daß es so sei, Du Gott da droben? fragte sie, ihre Augen mit einem Zornesblick gen Himmel richtend. Hast

---

*) Friedrich Gentz's eigene Worte. Siehe: Gentz Briefwechsel mit Johannes von Müller. S. 150.

Du keinen Blitzstrahl für diesen Titanen, der sich gegen die Weltordnung auflehnt? Läßt Du es ruhig geschehen, daß dieser Emporkömmling alle Völker unglücklich und alle Nationen zu Sclaven macht?

Ja, Gott läßt es geschehen, rief Gentz mit einem bittern Lachen. Gott hat ihn zur Zuchtruthe erwählt, um uns zu strafen für unsere eigene Jämmerlichkeit. Wir unterliegen ja nicht durch seine Größe, sondern durch unsere Schwäche! Das österreichische Cabinet, das trägt die Schuld an unserm Unglück! Ich habe die Unfähigkeit, die Nullität, ja, die Infamie dieses Cabinets lange erkannt, ich habe in frühern Zeiten unser österreichisches Cabinet den andern Cabinetten Europa's als die eigentliche Quelle des Verderbens bezeichnet, und ihnen die ganze schreckensvolle Wahrheit gezeigt. Oh hätte man mir geglaubt, als ich mit wahrer Verzweiflung noch im Juni, noch im Anfang August dahin und dorthin schrieb: „Seht Euch vor, mit wem Ihr Euch einlasset! Trauet nicht einem trügerischen Schein von Besserung. Sie sind die Alten! Mit diesen kann und wird kein großes Geschäft im Cabinet oder im Felde gedeihen; ihre Zurückweisung ist die conditio sine qua non der Rettung Europa's." Alles war umsonst! Ich blieb zuletzt

allein mit meinen Cassandra'schen Wehklagen, Alle verließen mich!*)

Ich verließ Dich nicht, Friedrich, sagte Mariane vorwurfsvoll, und ich zwang auch Lord Paget, sich zu Deiner Ansicht zu bekennen. Dank unsern vereinigten Bemühungen ist wenigstens doch der unfähige Graf Colloredo aus dem Cabinet verdrängt.

Das ist ein Trost, aber keine Hoffnung, sagte Gentz. So lange die andern Minister bleiben, ist Alles vergeblich. Es ist Alles so faul und verwest, daß, wenn nicht das Ganze weggeworfen wird, keine vernünftige Hoffnung mehr bleibt! Ich hoffte, der Kaiser von Rußland würde mit einem gesegneten Donnerwetter in diesen Sumpf und Abgrund der verächtlichsten Untauglichkeit schlagen, aber Er ist dazu zu milde, und er hat keinen Mann von niederschmetternder Seelenkraft bei sich. Er hat unser Elend gesehen, beseufzt und bejammert, aber er wollte sich in die Personalverhältnisse nicht mischen, und darüber ging Alles verloren, und Er selber erlitt eine schmachvolle Niederlage!

Und wir haben uns jetzt also vollständig unter-

---

*) Gentz's eigene Worte. Siehe: Briefwechsel ꝛc. 144.

worfen? fragte Mariane. Wir haben Frieden gemacht mit dem Uſurpator!

Wir haben ihn um Frieden gebeten, willſt Du ſagen, und Er wird den Frieden machen, wie es ihm beliebt! Oh, Mariane, wenn ich die Ereigniſſe dieſer letzten Tage bedenke, ſo übermannt mich Wuth und Schmerz, und ich weiß kaum, wie ich nach dieſem noch weiter leben ſoll. Höre nur, wie wir um Frieden gebeten haben! Geſtern, zwei Tage nach der Schlacht, ſandte der Kaiſer Franz den Fürſten Johann Liechtenſtein zu Napoleon, der im Schloſſe Auſterlitz ſein Quartier genommen, und ließ ihn um eine Zuſammenkunft bitten. Napoleon bewilligte ſie ihm und der Kaiſer von Deutſchland ging alſo zu ſeinem Beſieger, um den Frieden zu erbitten. Er ging von keinem andern als Lamberti begleitet, in ſeiner gewöhnlichen, mitleidswürdigen, jetzt mehr als je verfallenen Geſtalt, zu dem Rendezvous, das auf offenem Felde ſtattfinden ſollte. Bonaparte empfing ihn, von allen ſeinen Generälen und Kammerherren und Ceremonienmeiſtern und dem ganzen Pomp der Majeſtät umgeben.*)

---

*) Dieſe ganze Schilderung iſt genau und Wort für Wort einem Brief Friedrich Gentz's an Johannes von Müller entnommen. Siehe: Briefwechſel u. ſ. w. 154.

Oh, welche furchtbare Schmach und Demüthigung, rief Mariane mit hervorstürzenden Thränen, und mit einer wilden Bewegung riß sie das Brillantdiadem aus ihrem Haar und schleuderte es zur Erde nieder. Wer darf sich schmücken, wenn solche Schmach geschehen, rief sie, wer darf sein Haupt noch aufrecht tragen, wenn Deutschland so in den Staub getreten ist! Der Kaiser von Deutschland hat den Eroberer um Frieden gebeten, er hat demüthig darum gefleht, wie der Bettler um ein Almosen fleht! Und ist ihm dieser Frieden in Gnade bewilligt worden? Oh, erzähle mir Alles, Friedrich! Was geschah bei jener Zusammenkunft? Was sprachen sie zu einander?

Es läßt sich wenig davon erzählen, sagte Gentz achselzuckend, die beiden Kaiser unterhielten sich mit einander ohne Zeugen. Bonaparte ließ sein Gefolge bei einem Wachtfeuer zurückbleiben, und dahin ging auch Lamberti. Dann näherten sich die beiden Kaiser einander mit offenen Armen und fielen einander um den Hals, wie zwei zärtliche Freunde, die sich lange nicht gesehen.*)

Und Kaiser Franz hatte nicht die Kraft den Feind

---

*) Historisch.

mit seinen Armen zu erwürgen? rief Mariane bebend vor schmerzlichem Zorn.

Er hatte nicht die Kraft und auch nicht den Willen, glaube ich, sagte Gentz achselzuckend. Als Napoleon den unglücklichen Kaiser Franz aus seinen Armen entließ, deutete er mit einem stolzen Blick gen Himmel und sagte: Sire, ich muß Sie unter dem einzigen Baldachin empfangen, der mich seit zwei Monaten bedeckt. Kaiser Franz erwiderte lächelnd: „Sie haben sich aber unter demselben so gut eingerichtet, daß Ihnen nichts mehr zu wünschen übrig bleibt!" — „Nur Eins bleibt mir zu wünschen, rief Napoleon hastig, nur dies: daß Ew. Majestät mich nicht fernerhin bekriegen möge." — „Das verspreche ich von ganzem Herzen!" sagte Franz laut und ohne zu zögern. Dann ward ihre Unterhandlung leiser, und weder Lamberti noch die französischen Marschälle konnten ein Wort weiter verstehen.*) Erst nach zwei Stunden trennten sie sich und nahmen wieder mit einer zärtlichen Umarmung von einander Abschied. Kaiser Franz kehrte schweigend und in sich gekehrt nach Olmütz zurück. Er hatte bis dahin kein Wort gesprochen, aber als er den Für=

---

*) Mémoires du Duc de Rovigo II. 215.

sten Liechtenstein sah, winkte er ihn zu sich, und sagte mit verbissenem Grimm leise zu ihm: „Jetzt, seit ich ihn gesehen, kann ich ihn erst gar nicht mehr leiden.“*) Das war der einzige Ausbruch seines Zorns, übrigens schien er recht zufrieden mit den Bedingungen, die er erlangt hatte.

Und waren die Bedingungen ehrenvoll? fragte Mariane.

Ehrenvoll! sagte Gentz achselzuckend. Napoleon verlangte vor allen Dingen schleunige Entfernung der Russen, und der Kaiser versprach sie ihm. Deshalb ist Kaiser Alexander abgereist, deshalb zieht sich die russische Armee zurück und ein Theil derselben geht nach Preußen, der andere kehrt nach Polen zurück. Das Wiener Cabinet ist also frei, das heißt, es ist seiner eigenthümlichen Infamie ohne Schranken überlassen, und so wird der Friede bald genug zu Stande kommen. Den Kothseelen ist Alles gleich, wenn er nur Wien herausgiebt. In Olmütz sagte gestern der Finanzminister Zichy zu mir: „Mit Tyrol, Venedig und einem Stück von Ober-Oesterreich ist der Friede wohlfeil erkauft, und wir können zufrieden sein.“ Ach,

---

*) Historisch. Siehe: Häusser deutsche Geschichte II. S. 690.

wenn diese nur untergingen, welche Wollust wäre dann der Sturz der Monarchie! Aber die Provinzen, die Ehre, Deutschland, Europa verlieren, und die Zichy, die Ungarte, die Cobenzl, die Collenbach, die Lamberti, die Dietrichstein behalten zu müssen, keine Genugthuung, keine Rache, nicht Einer der Hunde gehängt oder geviertheilt, — das ist unmöglich zu verdauen!*)

Es ist wahr, sagte Mariane gedankenvoll und leise vor sich hin, diese Schmach ist ohne Grenzen, und wenn die Männer sie ertragen und ihr Haupt beugen wollen, so ist es Zeit, daß die Weiber das ihre erheben, und sich in Löwinnen verwandeln, die den Feind zerreißen, der sich ihnen entgegenstellt! — Und was gedenkst Du jetzt zu thun, mein Freund? fragte sie dann laut, sich aus ihrem Sinnen gewaltsam emporraffend. Welche Aussichten hast Du? Welchen Schlachtplan wirst Du uns entwerfen?

Ich habe gar keine Aussichten, und ich gebe es auf, Schlachtpläne zu entwerfen, sagte Gentz seufzend. Nachdem ich fünf Tage lang in Olmütz meine letzten

---

*) Diese ganze Rede enthält nur Gentz's eigene Worte. Siehe: Briefwechsel 155.

Kräfte aufgeboten habe, bin ich am Ende und habe mich erschöpft und, bis zum Ekel gesättigt, von dort zurückgezogen. Unsere Minister sind nach Preßburg gegangen, um dort mit den Commissarien Bonaparte's um den Frieden zu handeln.

Und wo ist Er selber während der Zeit, Er, der stolze Triumphator? fragte Mariane hastig.

Er hat diese Nacht Austerlitz verlassen, und wird wieder in Schönbrunn residiren, bis der Friede geschlossen ist.

Ah, in Schönbrunn, sagte Mariane, das heißt, hier in Wien. Und Du, Friedrich, wirst Du auch hier bleiben?

Wenn der Frieden geschlossen ist, werden sie mich natürlich aus Wien exiliren, denn Bonaparte kennt meinen Haß gegen ihn, und er weiß, daß derselbe unversöhnlich ist. Ich gehe also lieber freiwillig in's Exil, und reise nach Breslau, wo ich Freunde und Bekannte genug finde. Da will ich leben, mich zerstreuen, ein Mensch sein, wie sie Alle, das heißt, meinem Egoismus leben, und mich nach so vielen Aergernissen und Kämpfen ausruhen!

Das ist nicht wahr, das ist nicht möglich! rief Mariane glühend. Ein Patriot und ein Mann wie

Du ruhst nicht, und genießt nicht, wenn das Vaterland im Unglück und in der Schmach ist. Ich rufe Dir zu, was Arnauld zu seinem Freunde Nicole sagte, als dieser, des Kampfes um den Jansenismus müde, ihm erklärte, daß er sich zurückziehen und ausruhen wolle. Vous reposer! Eh! n'avez vous pas pour vous reposer l'éternité toute entière? — Wenn jene Männer so für einen abgeschmackten Formularstreit entbrennen konnten, wie solltest Du wohl ruhen, da die Ewigkeit selbst, sie sei nun Ruhe oder Bewegung, nichts Größeres aufzuweisen hat, als einen Kampf um die Freiheit und Würde der Welt!

Gott segne Dich für dieses Wort, Mariane, rief Gentz begeistert, indem er die Freundin fest umschlang und einen glühenden Kuß auf ihre Stirn preßte. Oh, Mariane, ich wollte Dich nur prüfen, ich wollte sehen, ob mit der Begeisterung Deiner Liebe zu mir, auch die Begeisterung der heiligen Sache, welche ich vertrete, von Dir gewichen sei, ich wollte nur wissen, ob jetzt, da Du mich nicht mehr liebst —

Und wie kannst Du sagen, daß ich Dich nicht mehr liebe? unterbrach sie ihn. Wodurch habe ich diesen Vorwurf verdient?

Es ist kein Vorwurf, Mariane, sagte Gentz trübe,

Du haſt dem wankenden, ſchwankenden und wechſelnden Organismus, aus welchem Alles Geſchaffene beſteht, Deinen Tribut dargebracht, vielleicht ich ebenſo! Vergänglich ſind wir Alle geſchaffen, und ſo müſſen auch unſere Gefühle vergänglich ſein. Die Liebe zumal iſt eine gar köſtliche, duftende und bezaubernde Purpurroſe; aber ihr Leben dauert nur Einen Tag, dann verwelkt ſie. Wohl alſo Denen, welche dieſen Einen Tag benutzt und an ihrer Gluth ſich erfreut, ihren Duft mit begeiſterten Sinnen eingeathmet haben. Wir Beide thaten es, Mariane, und wenn wir jetzt zurückblicken auf unſern Tag des Liebesglückes, ſo können wir Beide ſagen: „er war köſtlich und berauſchend, und er wird mit ſeiner Erinnerung einen goldenen Sonnenglanz über unſer ganzes Leben ausſtrahlen.“ Schmähen wir ihn alſo nicht, daß er vergangen iſt, und zürnen wir uns ſelber nicht, daß wir ihn nicht verlängern konnten. Die Roſe iſt verblüht, aber der Stamm, aus dem ſie entſproſſen, der muß uns bleiben, das iſt unſer unvergänglich Theil. Dieſer Stamm, das iſt die Eintracht der Geſinnung, das iſt die Uebereinſtimmung unſerer Gedanken, das iſt, um es kurz zu ſagen, der in der verwelkten Liebesblume gereifte Saamen der Freundſchaft. Ich bin alſo nicht zu Dir

gekommen, Mariane, um die Geliebte zu suchen, sondern um die Freundin zu finden, die Freundin, welche mich versteht, welche meine Ansichten, Verzweiflung, meine Schmerzen und meine Wuth theilt und welche bereit ist, mit mir nach einem Ziel zu streben und es mit mir zu suchen auf einem Wege! Dieses Ziel ist: die Befreiung Deutschlands von den Ketten der Sclaverei.

Die Vernichtung des Tyrannen vor allen Dingen, der uns zu Sclaven erniedrigen will! rief Mariane mit flammenden Augen. Sage mir den Weg, der zu diesem Ziele führt und ich will ihn wandeln und führte er auch über Dornen und zuckende Schwerter dahin!

Das Ziel liegt klar und hell vor uns, sagte Gentz traurig, aber der Weg zu ihm hin ist noch verschüttet und so schmal und niedrig, daß wir jetzt noch auf unsern Knieen und gar langsam vorwärts rutschen müssen! Aber jeder von uns muß den Spaten nehmen und arbeiten, auf daß der Weg breiter werde und höher und auf daß wir eines Tages vorwärts schreiten können, nicht gebeugten, sondern erhobenen Hauptes, den Feuerblick in den Augen, das Schwert in der Hand. — Laß uns diesen Tag vorbereiten, laß uns arbeiten in dem dunklen Schacht und andere Arbeiter werden sich zu uns gesellen und gleich uns den Spaten

nehmen und graben, und in der Stille der Nacht, mit Verwünschungen auf den Lippen und Gebeten im Herzen, wollen wir graben an diesem dunklen Weg, graben wie die Maulwürfe, bis wir uns endlich hingraben zu unserm Ziel und heraustreten an das Licht des Tages, welcher Deutschland die Freiheit wieder giebt! Jetzt befinden wir uns in einer Zeit, wo die geheimen Gesellschaften von der größten Nützlichkeit sein können. Ich haßte und verachtete von jeher Alles, was diesen Namen führt, aber die Noth lehrt beten, jetzt muß ich sie als eine selige Zukunft begrüßen.*) Innig und fest, wie die erste Kirche, müßte die geheime Gesellschaft zu einander halten und ihr Zweck wäre: Zerstörung der bonapartistischen Tyrannei, Herstellung der Staaten und Regenten, Gründung eines bessern Systems und endlich ewiger Kampf gegen die Grundsätze, welche unsere Gleichgültigkeit, Erschlaffung und Nichtswürdigkeit hervorgebracht haben. Mariane, und jetzt komme ich und frage Dich als die Würdigste, als den tapfersten und edelsten Mann, den ich kenne und verehre, Mariane, willst Du Mitglied dieser geheimen Gesellschaft sein?

---

*) Gentz's eigene Worte. Siehe: Briefwechsel ꝛc 163.

Er reichte ihr mit einem vollen Seelenblick die Hand dar und sie schaute ihn an mit offenen großen Augen und legte langsam ihre beiden Hände in die seine.

Ich will es, so wahr mir Gott helfe, sagte sie feierlich, ich will Mitglied Deiner geheimen Gesellschaft sein, und ich will ausziehen in alle Welt und Propaganda machen für unsern Bund und ich will Catacomben suchen, wo wir beten und uns ermahnen und ermuntern können zu rastlosem Weiterstreben, ich will uns Brüder und Anhänger werben für unsern Bund in allen Kreisen, in den höchsten sowohl als in den niedrigsten, und der Bauer, wie der Fürst, die Gräfin, wie die Bürgerin sollen Brüder und Schwestern werden unsers heiligen, geheimen Bundes, dessen Ziel die Befreiung Deutschlands von dem Joch des Tyrannen ist. Meine Thätigkeit und mein Eifer, das Werk zu fördern, das Du begonnen, dies möge Dir alsdann beweisen, Freund, ob ich Dich noch liebe und ob mein Geist Dich verstanden hat!

Ich rechnete auf Deinen Geist, Mariane, als ich aufgehört hatte auf Dein Herz zu hoffen, rief Gentz, und ich habe mich nicht verrechnet. Dein Geist hat mich verstanden und er ist eins mit dem meinen.

So laß uns denn muthig an's Werk gehen und unsere ersten Schritte vorwärts thun! Die Zeit, wo man noch hoffen konnte, dies Werk mit dem Schwert zu fördern, ist jetzt vorüber und das Schwert liegt zerbrochen zu unsern Füßen. Jetzt haben wir noch zwei andere Waffen, aber sie sind eben so scharf, eben so schneidend und tödtlich wie das Schwert.

Diese Waffen sind die Zunge und die Feder? rief Mariane lächelnd.

Ja, Du hast mich verstanden, sagte Gentz freudestrahlend, dies sind unsere Waffen. Du, meine schöne Kampfgenossin, gebrauchst die erste dieser Waffen, Deine Zunge, ich die zweite, meine Feder! Und schon habe ich diese in Bewegung gesetzt und in den schlaflosen Nächten dieser letzten Tage eine Schrift verfaßt, von der ich wünschte, daß sie wie eine flatternde Taube über ganz Deutschland hineilte und überall gesehen, erkannt und verstanden werde. Diese Schrift heißt: „Deutschland in seiner tiefen Erniedrigung;" es ist ein Schrei meines Schmerzes, mit dem ich das deutsche Volk wecken will, daß es endlich aufwache aus seiner dumpfen Erstarrung, daß es das Schwert nehme und aufstehe in der Urfülle seiner Kraft, um den Tyrannen zu verjagen. Ach, aber wo werde ich einen Drucker

finden, der den Muth hat, dies zu drucken, einen Censor, der es mir unbeschnitten durchläßt und endlich Buchhändler, die es wagen, ihrem Publikum eine solche Schrift anzubieten!

Gieb mir Deine Schrift, rief Mariane freudig, ich werde sorgen, daß sie gedruckt werde, und wenn es keine Buchhändler geben sollte, welche sie vertreiben, so werde ich als Dein Commissionair durch ganz Deutschschland reisen und werde Deine Schrift Nachts heimlich ausstreuen auf den Gassen aller deutschen Städte, damit ihre Einwohner sie am Morgen finden, als das vom Himmel niedergewehete Manna, das sie stärken und ernähren soll. Gieb mir Deine Schrift, Friedrich Gentz, als das erste Zeichen unseres geheimen Bundes!

Sieh nur, daß ich Dich ganz verstanden und ganz auf Dich gezählt habe, Mariane, sagte Gentz, indem er ein kleines Packet aus seiner Busentasche zog und es in ihre Hände legte. Hier ist meine Schrift, suche für sie einen Drucker, der sie druckt, und einen Buchhändler, der sie in die Welt sendet, gieb ihr den Segen Deines Schutzes und fördere sie, wo und wie es in Deinen Kräften steht!

Das werde und will ich, rief Mariane, ihre Hand wie zum Schwur auf die Papiere legend. Noch ehe vier Wochen vergangen sind, soll das deutsche Volk diese Schrift lesen: „Deutschland in seiner tiefen

Erniedrigung.“ Sie soll der erste Komet sein, den die geheime Gesellschaft, deren einzige Mitglieder wir Beide bis jetzt sind, am düstern Himmel der Politik aufblitzen läßt. Rechne auf mich, Deine Schrift wird gedruckt werden!

Gentz neigte sich über ihre Hand und küßte sie, dann stand er auf. Mein Geschäft ist vollendet, sagte er, ich kam nach Wien, nur um Dich zu sehen und meinen geheimen Bund mit Dir zu schließen. Mein Ziel ist erreicht, in dieser Stunde noch reise ich ab.

Und warum in solcher Eile, Freund! Warum in dieser stürmischen Winternacht? fragte Mariane. Gönne mir noch einen Tag des Zusammenseins.

Es ist unmöglich, Mariane, sagte Gentz abwehrend. Freunde wie wir dürfen kein Geheimniß vor einander haben, und sie dürfen sich ungescheut Alles sagen. Die Gräfin Lankoronska erwartet mich, und mit ihr reise ich nach Breslau.

Ah, rief Mariane vorwurfsvoll, Lord Paget verläßt auch Wien, aber ich verlasse Dich nicht, um mit ihm zu reisen, ich bleibe!

Du bist die Sonne, welche die Planeten umkreisen, rief Gentz lächelnd, ich aber bin nur ein Planet, und ich umkreise meine Sonne!

Du liebst sie also, die Gräfin Lankoronska?

Sie ist für mich der Inbegriff aller weiblichen und vieler männlichen Vollkommenheiten*), rief Gentz begeistert.

Und wird sie auch ein Mitglied unserer geheimen Gesellschaft sein?

Nein, sagte Gentz hastig, nein, sie ist meine Geliebte, aber nicht meine Freundin. Mein Herz betet sie an, aber mein Verstand wird nie vergessen, daß sie eine Russin ist. Nach Kälte, Tod und den Franzosen hasse ich nichts so herzlich, als die Russen**).

Und doch lebst Du seit vier Wochen mit einer Russin, welche Du liebst?

Und gerade in diesen vier Wochen hat sich mein Haß in einem merkwürdigen Grade gesteigert. Ich verachte die Oesterreicher, ich entrüste mich gegen sie, aber ich bemitleide sie doch auch; und wenn ich sie,

---

*) „Ich habe hier ein kostbares Fragment, schreibt Gentz an Johannes von Müller, den Edelstein einer unvergleichlichen Gesellschaft von Wien, die Gräfin Lankoronska, einen Inbegriff aller weiblichen und vieler männlichen Vollkommenheiten. Bei dieser, da sie unermeßlich reich ist, so sorgt sie für Alles, — lebe ich, reise und treibe Alles mit ihr, das Schlafen ausgenommen." Siehe: Briefwechsel S. 167.

**) Gentz's eigene Worte.

wie eben jetzt, von den russischen Barbaren mit Füßen getreten sehe, so kehren sich meine deutschen Eingeweide um, und ich fühle, daß die Oesterreicher meine Brüder sind. Ich war in diesen Tagen oft mit dem Großfürsten Constantin und den übrigen vornehmen Russen zusammen, und der blinde, dumme und unverschämte Nationalstolz, mit welchem sie über Oesterreich und überhaupt über Deutschland herfielen, als über einen verächtlichen Theil der Erde, wo nichts als Verräther und Memmen zu finden wären, hat mich in tiefster Seele empört. Ich weiß wohl, daß wir jetzt unsere Würde als Deutsche kaum geltend machen dürfen, dafür haben unsere Regenten gesorgt; aber wenn man sich denn doch sagt, was die Russen gegen uns sind, wenn man seit zwei Monaten betrübter Zeuge davon war, wie sie, trotz der Tapferkeit ihrer Truppen, doch nichts gegen die Franzosen vermögen, wie sie unsere Sache eher verschlimmert als verbessert haben, wenn man sich von denen beschimpft und verschmäht sieht, die auch nicht einmal das Verdienst hatten, uns zu retten, dann fühlt man recht, wie elend man geworden ist*)!

---

*) Gentz's eigene Worte. Siehe: Briefwechsel ꝛc. 159 u. 167.

Gott sei Dank, daß Du so denkst, rief Mariane, dann darf ich wenigstens hoffen, daß es der Gräfin Lankoronska, selbst wenn hier Alles fehl schlägt, doch nicht gelingen wird, Dich nach Rußland zu entführen. Nicht wahr, Gentz, Du gehst nicht mit ihr nach dem kalten, fernen Norden?

Der Himmel bewahre mich davor, rief Gentz schaudernd. Wenn Alles zu Grunde geht, lasse ich mich doch irgendwo in den südlichen, österreichischen Provinzen, in Kärnthen oder Tyrol nieder, wo man noch Deutsch sprechen hört, und lebe da mit Pflanzen, Sternen, die ich kenne und liebe, und mit Gott in irgend einem warmen Winkel, mag dann auch über mir herrschen, welcher Tyrann oder Prokonsul da will*)! Und nun, Mariane, laß uns scheiden! Ich sage nicht auf frohes Wiedersehen, denn ich rechne kaum mehr auf einen frohen Tag, aber ich sage: auf Wiedersehen zur guten Stunde! Und die gute Stunde wird für uns doch nur die sein, wo wir das Ziel unsers geheimen Bundes erreicht, wo wir das deutsche Volk erweckt haben, und wo dies deutsche Volk sich erhebt als ein muthiger Riese, dem nichts widersteht, und der den

---

*) Gentz's eigene Worte. 167.

Eroberer mit seinen Schaaren aus Deutschland verjagt! Also auf Wiedersehen zur guten Stunde!

Auf Wiedersehen zur guten, wie zur schlimmen Stunde! sagte Mariane herzlich. Zu jeder Zeit ist mir der Freund willkommen, und niemals wird ihm bei mir ein herzlicher Willkommensgruß fehlen! Daran halte fest, mein Freund, ich sage nicht mehr mein Geliebter, denn die Gräfin Lankoronska könnte eifersüchtig werden!

Und sie könnte es dem Lord Paget erzählen, sagte Gentz lächelnd, indem er Marianen die Hand küßte, und dann nach seinem Hut und Mantel griff. Lebe wohl, Mariane, vergiß nicht unsern Bund und mein Manuscript!

Ich vergesse nichts, denn ich vergesse Dich nicht! rief sie, ihm die Hand darreichend.

So, Hand in Hand, gingen sie nach der Thür hin, dann nickten sie sich noch einen letzten stummen Gruß zu, und die Thür schloß sich hinter dem Enteilenden.

Mariane horchte auf seine Schritte, bis diese verhallt waren, dann athmete sie hoch auf, und begann wieder langsam auf und ab zu wandeln.

Die Kerzen auf den silbernen Armleuchtern waren

tief herabgebrannt, und tropften langsam und träge ihr flüssiges Wachs auf die Marmorplatte des Tisches nieder. Wenn Mariane in ihrem raschen Auf- und Abwandeln an ihnen vorüber kam, fachte der Luftzug sie höher an; sie beleuchteten dann mit grellem Schein die hohe königliche Gestalt in dem goldgestickten Gewande, und sanken wieder trübe in sich zusammen, wenn Mariane wieder in das Dunkel des tiefen Zimmers zurücktrat.

Auf einmal rief Mariane mit freudiger Stimme: Ja, das ist das Rechte! Das ist der Weg, der zum Ziel führt, und den ich wandeln muß! — Mit hastigen Schritten eilte sie jetzt wieder zu dem Spiegel hin. Mariane Meier, rief sie laut, Mariane Meier, höre, was ich Dir sagen will! Die Prinzessin Eybenberg hat jetzt ein Mittel gefunden, die Langeweile und die trostlose Ruhe von sich zu verscheuchen, ein Mittel, um ihrem Namen einen unsterblichen Klang zu geben! Gute Nacht, Mariane Meier, jetzt kannst Du schlafen, denn die Prinzessin Eybenberg sorgt für sich selber!

V.

Judith.

Mariane erwachte nach einem kurzen und ruhigen Schlaf von dem leisen Geräusch schleichender Schritte, die sich ihrem Lager naheten. Hastig schlug sie die Augen auf und sah ihre Gesellschaftsdame, welche vor ihrem Bett stand, einen goldenen Teller, auf welchem ein Brief lag, in der Hand haltend.

Wie, Camilla, fragte sie erschrocken, Sie haben den Brief noch nicht besorgt, welchen ich Ihnen diese Nacht übergab? Befahl ich Ihnen nicht, den Kammerdiener heute am frühen Morgen sogleich damit fortzuschicken.

Ja, Durchlaucht, und ich habe Ihren Befehl getreulich ausgerichtet.

Nun, und dieses Papier?

Ist das Antwortschreiben des Herrn Majors. Ew.

Durchlaucht befahlen mir, Sie zu wecken, sobald der Kammerdiener die Antwort gebracht!

Mariane griff hastig nach dem Brief und erbrach das Siegel. Er wird kommen, sagte sie dann laut und freudig, nachdem sie die wenigen Zeilen, welche der Brief enthielt, gelesen hatte. Was ist die Uhr, Camilla?

Durchlaucht, es ist eben zehn Uhr!

Und schon um elf Uhr erwarte ich Besuch. Schnell, Madame Camilla, sagen Sie der Kammerfrau, daß sie alles im Toilettenzimmer ordne, sorgen Sie selber, daß ich ein elegantes, reiches und — nicht zu matronenhaftes Morgencostüm finde.

Befehlen Ew. Durchlaucht das anzulegen, was Lord Paget neulich aus London hat verschreiben lassen? fragte Madame Camilla. Ew. Durchlaucht haben es noch nicht einmal getragen, und der Lord würde sich gewiß freuen, Ew. Durchlaucht in diesem reizenden Costüm zu sehen.

Ich erwarte den Lord nicht, sagte Mariane mit einem strengen Blick, überdies dürfen sich Ihre Rathschläge nur auf die Angelegenheiten meiner Toilette beziehen. Vergessen Sie das nicht wieder! Jetzt bringen Sie mir meine Chocolade, ich will sie im Bett

trinken! Lassen Sie mir während der Zeit ein stär=kendes, wohlriechendes Bad bereiten, und sagen Sie dem Koch, daß ich in einer Stunde ein auserlesenes und pikantes Dejeuner für zwei Personen im kleinen Speisesaal servirt sehen will. Gehen Sie!

Madame Camilla entfernte sich um die verschie=denen Befehle ihrer Herrin auszuführen, aber sie that das nicht freudig und dienstwillig, wie sonst, sondern mit ernstem Gesicht und sorgenvoller Miene.

Es geht etwas vor, flüsterte sie, wie sie langsam den Corridor hinunter schlich. Ja, es geht etwas vor, und endlich wird es doch etwas zu berichten und auszuspioniren geben. Nun, ich werde ja von zwei Seiten dafür bezahlt, von dem französischen Comman=danten von Wien, und von Lord Paget! Gott gebe, daß ich heute alle Beide bedienen kann! Für Lord Paget habe ich schon eine Nachricht, denn diese Nacht war der Herr von Gentz hier, und blieb zwei Stun=den bei meiner Herrin; dann schrieb sie einen Brief an den Major von Brandt, den ich heute sogleich be=sorgen mußte. Und dies ist grade der Punkt, von dem ich nicht weiß, ob er für meinen französischen, oder meinen englischen Kunden ist. Nun, ich werd's mir noch überlegen! Ich werde jeden ihrer Schritte be=

wachen, denn das ist gewiß, es geht hier etwas Ungewöhnliches vor, und ich will wissen, was es ist.

Und nachdem Madame Camilla diesen Entschluß gefaßt hatte, ging sie rascher vorwärts, um dem Koch die Befehle der Prinzessin zu bringen. —

Eine Stunde später hatten die Kammerfrauen die Toilette der Prinzessin vollendet, und sie trat vor die große Psyche, um derselben noch einen letzten, prüfenden Blick zu weihen.

Ein köstliches Lächeln der Befriedigung flog über ihr schönes Angesicht, als sie ihr reizendes Spiegelbild gewahrte, und mit einem unvergleichlichen, triumphirenden Ausdruck sagte sie: Ja, es ist wahr, dieses Weib ist so schön, daß sie es selbst wagen darf, um die Gunst eines Kaisers zu werben. Finden Sie das nicht auch, Madame Camilla?

Madame Camilla hatte mit sehr aufmerksamem und ernstem Gesicht jedes Wort ihrer Herrin belauscht, jetzt aber beeilte sie sich zu lächeln.

Ew. Durchlaucht, sagte sie, wenn wir noch zur Zeit der alten Götter lebten, so würde ich keinem Schmetterling und keinem Vogel, ja sogar keinem Goldstück trauen, denn hinter jedem Ding würde ich

Herrn Jupiter vermuthen, der sich verkleidet hätte, um meine schöne Herrin zu überfallen.

Mariane lachte. Ach, wie gelehrt Sie sind, sagte sie, Sie haben sogar Reminiscenzen vom verkleideten Stier der Europa, und vom Goldregen der Danae. Aber fürchten Sie nichts, bei mir wird kein verkleideter Gott sich einschleichen, denn die Zeit der Götter und Heroen ist leider vorüber!

Diese übermüthigen Franzosen möchten freilich die Welt glauben machen, der Herr Bonaparte bringe uns diese Zeit wieder, sagte Madame Camilla mit dem Ausdruck der Verachtung, sie wollen uns einreden, der Advocatensohn von Corsika sei ein verspäteter und letzter Sohn Jupiters!

Oh, rief Mariane triumphirend, die Welt soll bald inne werden, daß er nur ein elender Erdensohn ist, und daß seine Unsterblichkeit auch Platz findet zwischen acht schwarzen Brettern. Ich weiß, Camilla, Sie hassen den Usurpator ebenso heiß, so glühend und so rachedurstig, wie ich ihn hasse, und dieser Haß ist das sympathetische Band, welches mich mit Ihnen vereint. Nun denn, ich sage Ihnen, Ihr Haß soll bald sein Genüge finden, und Ihr Rachedurst soll gekühlt werden. Beten Sie, Camilla, daß Gott die Hand segne,

welche sich gegen den Tyrannen erhebt, beten Sie, daß Gott den Dolch schärfe, der sich vielleicht bald gegen sein Herz zückt. Die Welt hat genug gelitten, es ist Zeit, daß ihr Rächer erstehe!

Der Herr Major von Brandt! meldete der eintretende Lakai.

Führen Sie den Herrn in den Salon, sagte Mariane rasch. Ich komme sogleich!

Sie warf noch einen letzten, triumphirenden Blick in den Spiegel und verließ dann rasch das Toilettenzimmer.

Madame Camilla schaute ihr mit finsterm Grollen nach. Jetzt weiß ich, wen ich benachrichtigen muß, murmelte sie. Es geht den französischen Commandanten an, ich muß nur genau aufmerken, daß ich noch mehr erlausche, und dem Herrn Franzosen recht viele und bedeutende Nachrichten bringen kann. Je besser die Nachrichten, desto besser das Geld!

Mariane war indessen in den Salon gegangen. Ein hochgewachsener ältlicher Herr in österreichischer Uniform, mit den Majors-Epauletten auf der Schulter, trat ihr entgegen, und neigte sich, um die Hand, die sie ihm darreichte, ehrfurchtsvoll an seine Lippen zu drücken.

Mariane begrüßte ihn mit einem bezaubernden Lächeln. Sie haben mich also ganz vergessen, Herr Major? fragte sie. Es bedurfte meiner Bitte, um Sie zu veranlassen, mein Hôtel einmal wieder zu betreten?

Ich wußte nicht, gnädigste Prinzessin, daß ich es noch wagen dürfe, vor Ihnen zu erscheinen, sagte der Major ehrfurchtsvoll. Als ich das letzte Mal die Ehre hatte, Ihnen meine Aufwartung zu machen, traf ich Ew. Durchlaucht im Kreise Ihrer angesehenen Freunde, die ich früher auch die meinen nennen durfte. Aber Niemand hatte für mich ein Wort der Begrüßung, ein freundliches Lächeln, und Ew. Durchlaucht selber schienen mich den ganzen Abend gar nicht zu bemerken. Jedesmal, wenn ich es wagen wollte, Ihnen zu nahen, wandten Sie Sich ab, und begannen mit irgend einem Nahestehenden ein so eifriges Gespräch, daß ich mich nicht unterfangen durfte, dasselbe zu unterbrechen. Ich zog mich also zurück, Schmerz und Verzweiflung im Herzen, denn ich glaubte die Gewißheit zu haben, daß Ew. Durchlaucht mich für immer aus Ihrem Salon verbannen wollten!

Und Sie trösteten sich über diese Verbannung in dem Salon des französischen Commandanten, den der

große Kaiser Napoleon der guten Stadt Wien gegeben, nicht wahr, so ist es? fragte die Prinzessin mit einem schalkhaften Lächeln. Und Sie wären niemals wieder zu mir gekommen, wenn ich nicht den kühnen Entschluß gefaßt hätte, Sie zu mir einzuladen?

Sie haben mich durch diese Einladung zu dem glücklichsten der Sterblichen gemacht, gnädigste Prinzessin, rief der Major emphatisch. Sie haben mir die Thore des Paradieses wieder geöffnet, während ich in meiner Verzweiflung glaubte, daß dieselben mir für immer geschlossen seien!

Gestehen Sie nur, Herr Major, lachte Mariane, daß Sie auch nicht den geringsten Versuch machten, zu sehen, ob diese Pforten nur angelehnt, oder ob sie wirklich verschlossen seien! Wie die Dinge jetzt stehen, dürfen wir ganz ehrlich und offen miteinander reden! Sie hielten mich für eine enragirte Patriotin, für eine jener wüthenden Franzosenfeindinnen, denen Napoleon nicht der Held und der Genius, sondern der Tyrann und der Usurpator ist. Sie glaubten, weil ich mit Lord Paget und Herrn von Gentz, mit den Fürstinnen Carolath und Clary, mit der Gräfin Colloredo und dem Grafen Cobenzl in vielfacher und freundlicher

Verbindung stand, so müßte auch meine Gesinnung genau mit der ihrigen übereinstimmen?

Ja, Durchlaucht, in der That, das glaubte ich, sagte Major von Brandt, und da Sie die Wahrheit verlangen, nun denn, deshalb wagte ich es nicht, wieder in Ihrem Salon zu erscheinen. Ich habe es niemals verleugnet, daß ich zu den enthusiastischen Bewunderern dieses großen Mannes gehöre, der jetzt mit hallendem Siegerschritt über die Welt dahin schreitet, und sie sich unterthänig macht, weil Gott ihn dazu bestimmt hat, ihr Herr zu sein. Ich habe daher auch die Vermessenheit Derer, welche unsern erlauchten und edlen Kaiser Franz zum Krieg gegen den siegreichen Helden aufreizten, niemals begriffen, und ich segne, als ein echter und aufrichtiger Patriot, jetzt die Fügungen des Schicksals, welches uns zwingt, mit dem großen Napoleon Frieden zu machen, denn nur im Frieden und in der Eintracht mit Frankreich wird das Glück Oesterreichs wieder erstehen! Der Krieg gegen Frankreich hat uns die Barbarenhorden Rußlands nach Deutschland gehetzt; nach geschlossenem Frieden wird Frankreich uns behülflich sein, diese unsaubern und unwillkommenen Gäste wieder aus Deutschland zu verjagen.

Mariane hatte ihm lächelnd zugehört, und mit dem Ausdruck vollkommenster Zufriedenheit. Nur einmal war ein flüchtiges Roth, wie vom Aufwallen innern Zorns, über ihr Antlitz hingeflattert, nur einen kurzen Moment legte sich ihre Stirn in düstere Falten, aber sie unterdrückte diese Regung schnell, und erschien heiter und lächelnd wie zuvor.

Ich stimme Ihrer Meinung vollkommen bei, lieber Major, sagte sie mit einem anmuthigen Neigen ihres Hauptes.

Ew. Durchlaucht stimmen mir bei? rief der Major freudig erstaunt.

Zweifeln Sie noch daran? fragte sie. Habe ich es denn gemacht, wie alle meine Freunde, wie selbst Lord Paget und Gentz es gemacht haben? Bin ich entflohen, weil der Kaiser Napoleon mit seiner Armee seinen Siegerschritt hierher nach Wien gelenkt hat? Nein, ich bin geblieben, ihnen allen zum Entsetzen, ich bin geblieben, obwohl dieses Bleiben mich um zwei meiner theuersten Freunde gebracht, und mich auf immer mit Lord Paget und Herrn von Gentz entzweit hat. Ich bin geblieben, weil ich endlich der glühenden Sehnsucht meines Herzens nicht widerstehen konnte, weil ich endlich den Helden von Angesicht zu Angesicht

sehen wollte, den Helden, vor dem die ganze Welt sich beugt! — Aber sehen Sie nur, da kommt mein Kammerdiener, um mir zu melden, daß mein Frühstück servirt ist. Sie müssen es sich heute schon gefallen lassen, mein Gast zu sein, und mit mir zu dejeuniren!

Sie nahm den Arm des Majors und ließ sich von ihm in den Speisesaal führen. In der Mitte desselben war eine Tafel servirt, und herrliche Pasteten, glühende Südfrüchte und würzige Salami's dufteten von derselben dem angenehm berührten Major entgegen, während aus den weißen Caraffen ihm goldener Rheinwein und der tiefdunkle Tokayer zu winken schien.

Auf elastischen, weichen Lehnstühlen nahmen sie an der Tafel Platz, und eine Zeitlang stockte die Unterhaltung, denn die Pasteten und die übrigen würzigen Speisen forderten ihr Recht und ihre Zeit. Der Major war ein leidenschaftlicher Verehrer der Tafelfreuden, und er genoß dieselben mit dem tiefsinnigen Nachdenken und der unerschütterlichen Ruhe eines Weisen. — Die Prinzessin würzte ihm außerdem den Genuß durch ihre von Geist und Laune sprühende Unterhaltung; sie war unerschöpflich an pikanten Anecdoten, an heiterm Witz, sie wußte mit seltener Meisterhand von ihren Freunden und Bekannten Portraits zu entwerfen, von denen man

nicht wußte, ob man mehr die frappante Aehnlichkeit, oder die boshafte und sanglante Characteristik bewundern sollte.

Als man zum Desert gelangt war, winkte die Prinzessin den Lakayen den Saal zu verlassen, und sie blieb jetzt allein mit dem Major. Mit eigener hoher Hand schenkte sie ihm selbst von dem duftenden Syrakuserwein ein, und bat ihn das Glas zu leeren auf das Wohl des großen Napoleon.

Und Ew. Durchlaucht wollen mir nicht die Ehre erzeigen, mit mir anzustoßen? fragte der Major, auf das leere Glas der Prinzessin deutend.

Sie schüttelte lächelnd ihr Haupt. Ich trinke niemals Wein, sagte sie, der Wein ist für mich wie ein Zauberer, der plötzlich die Maske von meinem Antlitz fortreißt, und meine Lippen zwingt, die Wahrheit zu sprechen, welche sie sonst vielleicht immer verschweigen würden! Aber dies Mal will ich doch eine Ausnahme machen, dies Mal will ich mein Glas füllen, denn es gilt auf das Wohl des großen Kaisers anzustoßen. Schenken Sie mir ein, und jetzt stoßen wir an und rufen: es lebe Napoleon der Große!

Sie trank von dem glühenden Südwein, und ihr

Wort erfüllte sich. Der Wein nahm die Maske von ihrem Angesicht, und löste das Band ihrer Zunge.

Ihre Augen glänzten jetzt im Feuer der Begeisterung, und wie ein Strom der glühendsten Poesie floß das entzückte Lob Napoleons von ihren purpurnen Lippen.

Sie war wunderschön in ihrer schwärmerischen Gluth, mit der flammenden Röthe auf den Wangen, mit den feuerblitzenden Augen und den zuckenden Lippen, deren süßes Lächeln zwei Reihen perlenweißer Zähne sichtbar werden ließ.

Oh, rief der Major, ganz bezaubert von ihrem Anblick, warum ist der große Kaiser nicht hier, warum hört er nicht Ihre bezaubernden Worte, warum ist es ihm nicht vergönnt, Sie in Ihrer strahlenden Schönheit bewundern zu können!

Warum ist es mir nicht vergönnt, zu ihm zu eilen, um zu seinen Füßen niederzusinken, und ihn anzubeten! rief Mariane begeistert. Warum darf ich nicht eine selige Stunde des Glücks vor ihm auf meinen Knieen liegen, um mit meinen glühenden Thränen den Haß, der früher meine ganze Seele gegen ihn erfüllte, abzubitten, und ihm zu bekennen, daß mein Haß sich in grenzenlose Liebe, in glühende Anbetung verwandelt hat! Mein Gott, mein Gott! wo finde ich den Freund,

der sich meiner Sehnsucht erbarmt, der mir die Wege bahnt, welche zu ihm geleiten. Ich würde einem solchen Freund jede Minute meines Glückes, jede Minute, die ich in der Nähe des großen Kaisers zubringen dürfte, mit einem Goldstück lohnen.

Sprechen Sie im Ernst, Durchlaucht? fragte der Major ernst, fast feierlich.

Im vollen, heiligen Ernst, betheuerte Mariane. Ein Goldstück für jede Minute eines Rendezvous mit dem Kaiser Napoleon.

Nun denn, sagte der Major freudig, ich werde Ihnen dieses Rendezvous verschaffen, Durchlaucht, und Ihre Schönheit und bezaubernde Anmuth wird machen, daß der Kaiser nicht die Minuten, nicht die Stunden zählt, sondern daß nur ich der Glückliche bin, welcher die Stunden nach Minuten zu berechnen hat.

Nicht nach Minuten, sondern nach Goldstücken, rief Mariane, deren Antlitz strahlte von Glück und Lust. Oh, Sie sehen mich zweifelnd an. Sie glauben, ich spreche nur im Scherz, und ich werde im Ernst nicht halten, was ich versprochen habe?

Gnädigste Prinzessin, ich glaube, daß der Enthusiasmus Sie hingerissen hat zu einem Versprechen, welches anzunehmen ein Mißbrauch Ihrer Großmuth wäre.

Wenn der Kaiser, gefesselt von ihrem Geist, Ihrer Schönheit, Ihrer hinreißenden Unterhaltung, zum Beispiel nur vier Stunden in Ihrer Gesellschaft verweilte, so wäre das schon eine hübsche Anzahl von Goldstücken für mich!

Mariane nahm statt aller Antwort die silberne Klingel und schellte.

Papier, Feder, Dinte, ein brennendes Licht und Siegellack, befahl sie dem eintretenden Kammerdiener. In wenigen Minuten war Alles herbeigeschafft, und Mariane schrieb hastig einige Zeilen. Dann zog sie den Siegelring von ihrem Finger und drückte ihr Siegel unter das Papier, welches sie alsdann dem Major darreichte.

Lesen Sie laut! sagte sie.

Der Major las: Ich Endesunterzeichnete verspreche dem Major von Brandt, daß, wenn derselbe mir eine Audienz bei dem Kaiser Napoleon verschafft, ich ihm für jede Minute, welche diese Audienz dauern wird, einen Louisd'or als Zeichen meiner Dankbarkeit zahlen werde.

Mariane, Prinzessin von Eybenberg.

Sind Sie zufrieden und überzeugt? fragte die Prinzessin.

Ich bin es, Durchlaucht!

Und Sie wollen und können mir diese Audienz verschaffen?

Ich will und kann es!

Wann werden Sie mich also nach Schönbrunn geleiten?

Der Major besann sich eine Zeitlang und schien zu überlegen und zu berechnen. Ich hoffe, daß ich Ew. Durchlaucht schon morgen Abend eine Zusammenkunft mit dem Kaiser verschaffen kann, sagte er. Ich stehe mich sehr gut mit dem Palastpräsidenten Herrn von Bausset, und kenne auch den Kammerdiener Constant ziemlich genau. Das sind die beiden Canäle, durch welche der Wunsch Ew. Durchlaucht sehr leicht bis zu dem Kaiser gelangen wird, und da Se. Majestät ein großer Bewunderer weiblicher Schönheit ist, so wird er sicherlich freudig bereit sein, die erbetene Audienz Ew. Durchlaucht zu bewilligen!

Werden Sie mir heute noch bestimmte Nachricht bringen? fragte Mariane.

Ja, Prinzessin, heute noch! Ich werde sogleich nach Schönbrunn fahren. Der Kaiser ist seit gestern Abend dort.

So eilen Sie, sagte Mariane, sich von ihrem Sitz

erhebend. Eilen Sie nach Schönbrunn und bedenken Sie, daß ich Ihre Wiederkehr mit zitternder Ungeduld und Sehnsucht erwarte!

Sie reichte dem Major ihre Hand dar. Mein Gott, Durchlaucht, rief er erschrocken, Ihre Hand ist kalt, wie Marmor.

All mein Blut ist da! sagte sie, auf ihr Herz deutend. Eilen Sie nach Schönbrunn!

Er drückte einen Kuß auf ihre Hand und verabschiedete sich.

Mariane sah ihm lächelnd nach, bis die Thür sich hinter ihm schloß. Dann veränderten sich ihre Züge und ein Ausdruck des Abscheu's und der Verachtung sprach aus ihnen.

Oh, diese elende Menschenrace, diese käuflichen Seelen! murmelte sie. Sie bemessen Alles nach ihrem Maßstab, und verstehen nicht, was eine große Seele will und wünscht. Fluch aber Denen, welche ihr Vaterland verrathen, und zu seinen Feinden sich bekehren können. Der Zorn Gottes und die Verachtung der Menschen möge sie strafen! Mir aber sollen die Verräther als Werkzeug dienen, damit ich durch sie das heilige Werk vollende, welches das Unglück Deutschlands mir

auferlegt hat! Ich will mein Haus bestellen, damit ich bereit bin, wenn die Stunde gekommen ist!

Madame Camilla hatte wohl Recht: es ging in der That etwas vor und sie hatte wichtige Nachrichten für den französischen Commandanten einzusammeln.

Die Prinzessin Eybenberg war seit ihrer Unterredung mit dem Major in einer fieberhaften Erregung und einer Ungeduld, welche sie ruhelos durch alle Zimmer trieb. Endlich gegen Abend kam der Major wieder und die Nachrichten, die er gebracht hatte, mußten sehr erfreulicher Art gewesen sein, denn das Antlitz der Prinzessin war seitdem freudestrahlend und ein wundersames Lächeln umspielte ihre Lippen.

Die ganze folgende Nacht war sie mit Schreiben beschäftigt und Madame Camilla so wie die Kammerfrau harrten vergeblich auf den Ruf ihrer Herrin; die Prinzessin verließ gar nicht ihr Cabinet und ging gar nicht zu Bett. In der Frühe des nächsten Morgens fuhr sie aus, und Madame Camilla, welche die Prinzessin sonst immer auf ihren Fahrten begleiten mußte, erhielt die Weisung zu bleiben. Als Mariane nach einigen Stunden wiederkehrte, war sie bleich und erschöpft und man sah es ihren Augen an, daß sie geweint hatten. Alsdann kamen Beamte

des Gerichts, welche die Prinzessin zu sprechen begehrten, indem sie sagten, daß sie von derselben befohlen seien. Die Prinzessin schloß sich mit ihnen in ihrem Cabinet ein und erst nach einigen Stunden zogen sich die Gerichtsbeamten wieder zurück. — Bei dem Diner, zu dem die Prinzessin gar keine Gäste hatte zulassen wollen, berührte sie kaum die Speisen und schien in tiefe Gedanken versenkt.

Bald nach der Tafel begab sie sich in ihr Toilettenzimmer und nie war sie in der Wahl ihres Anzugs so zweifelhaft und sorgsam gewesen, als eben heute, nie hatte sie ihre Toilette mit solcher Aufmerksamkeit und Genauigkeit überwacht. Endlich war das Werk vollendet und strahlend schön war die Prinzessin anzuschauen, in diesem purpurrothen Sammetgewande, das in einer langen Schleppe hinter ihr rauschte und das unter dem vollen, nur halb mit golddurchwirkten Spitzen verhüllten Busen von einem breiten, goldenen Gürtel zusammengehalten ward. Ihr Haar, das in einigen leichten, schwarzen Ringellocken à la Josephine ihre breite, griechische Stirn umrahmte, war in einem griechischen Knoten zusammengefaßt, aus dem lange Trauben von Perlen und Brillanten hervorquollen. Ein ähnlicher Schmuck umgab ihren stolzen Hals und

die herrlich geformten, schneeweißen Arme. Ihre Wangen waren heute von durchsichtiger Bläße und in ihren großen schwarzen Augen glühte ein düsteres unheilvolles Feuer.

Schön war sie anzuschauen, stolz und unheilsvoll wie Judith, welche sich geschmückt hat, um in das Zelt des Holofornes zu gehen! Und daran dachte Madame Camilla, als sie jetzt die Prinzessin in dieser stolzen Schönheit, mit diesem strengen feierlichen Ausdruck ihres Angesichts durch das Zimmer dahin schreiten sah. Daran dachte Madame Camilla, als sie sah, wie die Prinzessin jetzt aus einem Kästchen, den ihre Gesellschaftsdame sonst nie bei ihr gesehen, einen länglichten blitzenden Gegenstand hervorholte und ihn hastig in ihrem Busen verbarg.

War das vielleicht ein Dolch, und wollte die Prinzessin, eine zweite Judith, hingehen, einen zweiten Holofernes in ihren liebreizenden Armen zu tödten?

Jetzt meldete der Kammerdiener, daß der Major von Brandt die Prinzessin im Salon erwarte und daß der Wagen vorgefahren sei. Ein leises Zittern durchflog die ganze Gestalt der Prinzessin und ihre Wangen wurden noch bleicher als zuvor. Sie befahl

dem Kammerdiener hinauszugehen und bedeutete dann mit einem schweigenden Wink ihrer Hand Madame Camilla, ihr Mantel und Hut darzureichen. Stumm gehorchte diese. Als die Prinzessin jetzt fertig und zur Abfahrt bereit war, wandte sie sich an Camilla und einen kostbaren Brillantring von ihrem Finger ziehend, reichte sie ihr denselben dar.

Nehmen Sie diesen Ring als Andenken von mir, sagte sie. Ich weiß, Sie sind eine gute und begeisterte Oesterreicherin, Sie hassen gleich mir den Tyrannen, der uns unterjochen will, Sie werden die Hand segnen, welche ihm Stillstand gebietet und ihn aufhält in seinem Siegeslauf.*) Leben Sie wohl!

Sie nickte ihr noch einmal zu und verließ das Gemach, um sich in den Salon zu begeben, wo Herr von Brandt sie erwartete.

Kommen Sie, sagte sie hastig, es ist die höchste Zeit! Sie haben doch eine Uhr bei sich, um die Zeit berechnen zu können?

Ja, Durchlaucht, sagte Herr von Brandt lächelnd, ich habe meine Uhr bei mir und ich werde die Ehre

---

*) Mémoires du Duc de Rovigo. II. 238.

haben, sie Ihnen zu zeigen, bevor Sie in das kaiserliche Cabinet eintreten.

Mariane erwiderte nichts, sondern durchschritt hastig das Gemach, um sich hinunter zu begeben zu dem bereitstehenden Wagen; Herr von Brandt eilte ihr nach und bot ihr den Arm.

Madame Camilla, welcher kein Wort ihres kurzen Gesprächs mit Herrn von Brandt entgangen war, folgte der Prinzessin die Treppe hinunter und blieb demüthig vor derselben stehen, bis die Prinzessin mit ihrem Begleiter eingestiegen und der Wagenschlag geschlossen war.

Kaum aber war die glänzende Equipage der Prinzessin aus dem Hof ihres Hôtels dahin gerollt, als Madame Camilla auf die Straße eilte, einen Fiacre bestieg und ihm befahl, so schnell die Pferde zu laufen vermöchten, nach der französischen Commandantur zu fahren.

VI.

Der preussische Gesandte bei Napoleon.

Napoleon hatte das Schloß Austerlitz verlassen und weilte seit einigen Tagen wieder in Schönbrunn bei Wien. Das Lustschloß der großen Kaiserin Maria Theresia war jetzt die Residenz Dessen, welcher den Enkel Maria Theresia's aus seiner Hauptstadt vertrieben, seine Armee geschlagen hatte, und eben im Begriff war, ihm einen Frieden zu dictiren, dessen Bedingungen für eine neue Niederlage Oesterreichs, und einen neuen Sieg Frankreichs gelten konnten.

In Preßburg waren die Abgeordneten Oesterreichs und Frankreichs schon versammelt, um diesen Frieden zu Stande zu bringen, und in jeder Stunde kamen Couriere nach Schönbrunn, welche dem Kaiser den Verlauf der Unterhandlungen meldeten, und seine Befehle einzuholen hatten.

Aber während Oesterreich jetzt, nach der unglücklichen Schlacht vom zweiten December, mit Napoleon um den Frieden verhandelte, befand sich der preußische Abgesandte Graf Haugwitz, welcher Napoleon die drohende Erklärung Preußens überbringen sollte, noch immer unterwegs, oder hatte wenigstens noch immer nicht dazu kommen können, seine Depesche an den Kaiser abzugeben. In dieser Depesche forderte Preußen im Einverständniß mit Rußland, daß Napoleon Italien und Holland herausgebe, und sie gleich Deutschland in seiner Unabhängigkeit anerkenne. Preußen verstattete Frankreich eine vierwöchentliche Frist, um diesen Vorschlag zu überlegen, und wenn derselbe alsdann abgelehnt würde, erklärte Preußen dem Kaiser Napoleon den Krieg.

Diese vierwöchentliche Frist war am funfzehnten December abgelaufen, und Graf Haugwitz, wie gesagt, hatte noch immer nicht dazu gelangen können, die betreffende Depesche dem Kaiser Napoleon zu überreichen.

Er war freilich schon am sechsten November von Berlin abgereist, aber der Herr Graf liebte es, bequem zu reisen, und sich oft auszuruhen von den Strapatzen der Reise. Er hatte also immer sehr kleine Tagereisen gemacht, und sich in jeder größern Stadt, durch welche

ihn sein Weg führte, mehrere Tage erholt. Vergebens war es gewesen, daß ihm Minister Hardenberg, daß ihm die russischen und österreichischen Gesandten in Berlin, Couriere über Couriere nachsandten, um ihn zur Beschleunigung seiner Reise anzufeuern.

Graf Haugwitz erklärte, daß er nicht schneller reisen könne, weil er sich scheute zu sagen, daß er nicht rascher reisen wolle.

Er wollte aber nicht rascher reisen, weil die Botschaft, deren Ueberbringer er war, wie eine Centnerlast ihn bedrückte, und weil er von dem thatkräftigen Genie Napoleons überzeugt war, daß er durch irgend eine schnelle und große Siegesthat alle Verträge umstoßen, alle Standtpunkte verändern, und ihn also der Mühe überheben werde, ihm eine Depesche von so herbem und feindlichem Inhalt zu überbringen.

Dank seinem Zögerungssystem war also Graf Haugwitz erst am Tage vor der Schlacht von Austerlitz zu einer ersten Audienz bei Napoleon gelangt. Aber statt dem Kaiser seine inhaltsvollen Documente zu überreichen, hatte er sich begnügt, mit echter Höflingsgewandtheit dem großen Feldherrn Weihrauch zu streuen, und hatte sich von ihm mit allen Geschäften bis auf die Tage nach der Schlacht vertrösten lassen.

Nach dem Tage der großen Schlacht, hatte der Kaiser in Schönbrunn den Abgesandten des Königs von Preußen empfangen, und ihm die ersehnte Audienz gewährt. Mit zorniger Stimme hatte Napoleon ihn begrüßt, und ihm heftige Vorwürfe gemacht, daß er den Vertrag von Potsdam mit unterzeichnet habe. Aber Haugwitz hatte es verstanden, durch eine höfliche Wendung den Zorn des Imperators zu beschwichtigen, und sich seine Geneigtheit wieder zu gewinnen. Seitdem war Graf Haugwitz täglich nach Schönbrunn gekommen, und Napoleon hatte ihn stets mit besonderer Güte und Huld aufgenommen. Denn der Kaiser, welcher sehr wohl wußte, daß Oesterreich noch immer auf eine bewaffnete Dazwischenkunft Preußens hoffte, wollte die Entscheidung über das Schicksal Preußens wenigstens so lange verzögern, bis der Frieden mit Oesterreich abgeschlossen worden. Dann erst, wenn Oesterreich in den Staub getreten, wollte er daran denken, Preußen zu strafen für den Uebermuth seiner letzten Tage, und es zu demüthigen, wie er bisher alle seine Feinde gedemüthigt hatte. Deshalb hatte er den Grafen Haugwitz täglich empfangen, und ihn allmälig und unvermerkt für seine Pläne zu gewinnen gewußt. Auch heute am dreizehnten December hatte sich Graf

Haugwitz nach Schönbrunn begeben, zur Audienz bei Napoleon. Er war in glänzendster Hofgala, geschmückt mit dem großen Bande der Ehrenlegion, das er vor einem Jahr erhalten, und das der preußische Minister besonders gern zu tragen schien.

Napoleon empfing den Grafen in dem frühern Wohnzimmer Maria Theresia's, das jetzt das Arbeitszimmer Napoleon's geworden war. Auf einem großen runden Tisch in der Mitte des Zimmers lagen Landkarten ausgebreitet, mit verschiedenen farbigen Nadeln besteckt; die grünen bezeichneten die Etappenstraße, welche Napoleon für den Rückzug des russischen Heeres festgesetzt hatte, die dunkelgelben umgaben die äußersten Grenzen Oesterreichs, und je nach den Nachrichten, die Napoleon aus Preßburg erhielt, und die ihm immer neue Zugeständnisse und neue Länderabtretungen Oesterreichs brachten, veränderte er den Standpunkt dieser Nadeln, welche täglich einen engern Raum umfaßten, während die blauen Nadeln, welche Baierns Grenze bezeichneten, immer weiter vorschritten, und die rothen Nadeln, die Frankreichs Armee repräsentirten, in ungeheuerer Zahl sich auf der Karte zu vervielfältigen schienen.

Napoleon beschäftigte sich indessen eben nicht mit den Karten, sondern er saß, als Graf Haugwitz zu

ihm eintrat, vor dem dicht neben den Karten aufgestellten Schreibtisch, und war, wie es schien, eifrig mit Schreiben beschäftigt. Auf dem erhöhten hintern Rande dieses Schreibtisches waren die Büsten Friedrichs des Großen und Maria Theresia's aufgestellt. Zu ihnen hob Napoleon zuweilen, wenn er inne hielt im Schreiben, den düstern Blick empor, und dann war es, als ob diese drei Häupter, die zwei marmornen Büsten und das eherne Cäsarenhaupt Napoleons, sich drohend zu einander neigten, und als ob die Blitze, die in Napoleons Augen leuchteten, auch in den Marmoraugen der Kaiserin und des großen Königs das Feuer des Lebens und des Zorns entzündeten; ihre düstern Stirnen schienen ihn dann zu fragen, mit welchem Recht der Sohn des corsischen Advokaten einen Sitz zwischen ihren beiden gekrönten Häuptern genommmen, mit welchem Recht er den legitimen Kaiser von Oesterreich aus dem Hause seiner Väter verdrängt habe?

Als Graf Haugwitz eintrat, warf Napoleon die Feder ungestüm fort und stand auf. Mit einem leichten Kopfnicken begrüßte er den Grafen, der sich tief und ehrfurchtsvoll vor ihm verneigte.

Sie sind da, sagte der Kaiser freundlich, das nenne ich Glück haben; ich erwartete Sie mit Ungeduld!

Glück? fragte Graf Haugwitz mit seinem gelungensten Höflingslächeln. Glück, Sire? Es scheint mir, daß es weder Glück noch Unglück in der Welt giebt, ja ich bin davon jetzt mehr als jemals überzeugt! Habe ich nicht mehr als hundert Mal sagen hören: Er ist glücklich! Er hat Glück! Seitdem ich den großen Mann kennen gelernt habe, der Alles durch sich selbst ist, habe ich mich überzeugt, daß das Glück nicht mitzählt und entscheidet.

Napoleon lächelte. Sie sind ein feiner und gewandter Cavalier und Hofmann, sagte er, aber es ist für die Fürsten eine Regel der Weisheit, daß sie den Worten der Höflinge und Schmeichler nicht trauen dürfen, sondern immer sie in das Gegentheil übersetzen müssen. So übersetze ich denn auch Ihre Schmeichelei in ihr Gegentheil, und dann lautet sie: es scheint leider, daß das Glück uns Andere, und besonders die dritte Coalition für immer verlassen hat, und immer noch bei Frankreich bleiben will.

Oh, Sire, rief Graf Haugwitz mit dem Ton schmerzlichen Vorwurfs, können Ew. Majestät wirklich meine Ergebenheit und Bewunderung bezweifeln wollen?

War ich denn nicht der Erste, welcher Ew. Majestät, dem unüberwindlichen Sieger, zu den frischen Lorbeeren Glück wünschte, die er selbst in rauher Winterzeit sich um die Heldenstirn geflochten?

Es ist wahr, sagte Napoleon, Sie thaten das, aber Ihr Compliment war für Andere bestimmt, das Schicksal hatte nur die Adresse desselben verändert.*) Von Ihrer Aufrichtigkeit habe ich bis jetzt gar keine Beweise, aber von Ihrer Zweideutigkeit desto mehr, denn jedenfalls haben Sie doch den Vertrag von Potsdam mit unterzeichnet.

Ich habe es gethan und ich rühme mich dessen, sagte Graf Haugwitz rasch. Ein Blick in das Herz Napoleons war hinreichend, um mich zu überzeugen, daß er, welcher an der Spitze menschlicher Hoheit steht, seine edle Seele von keinem andern Ruhm bewegt fühlte, als von diesem: der Menschheit den Frieden zu geben und so das große Werk zu vollenden, welches die Vorsehung ihm anvertraut hat.

Worte! Worte! sagte Napoleon. Lassen Sie mich

---

*) Napoleons eigene Worte, wie denn überhaupt dieses ganze Gespräch nur die eigenen Worte des Kaisers und des Grafen Haugwitz enthält. Siehe darüber: Fragments des Mémoires inédits du Comte de Haugwitz. Jena 1837.

endlich Thaten sehen! Die Vollmachten, welche Sie zu mir geführt haben, sind durch die Thatsachen vernichtet worden, darüber sind wir einverstanden; indessen, Sie sind Minister des preußischen Cabinets. Indem der König Sie zu mir sandte, hat er Ihnen allein das Wohl seiner Monarchie anvertraut, wir werden also sehen, ob Sie es verstehen, eine seltene, vielleicht nie wiederkehrende Gelegenheit zu ergreifen und das Werk zu krönen, welches Friedrich der Zweite, trotz seiner Siege, unvollendet gelassen. Kommen Sie hierher und sehen Sie!

Er trat rasch zu dem Tisch mit den Karten hin, und auf einen Wink seiner Hand flatterte Graf Haugwitz mit seinem unverwüstlichen Lächeln auch zu ihm hin.

Sehen Sie da, rief Napoleon auf die Karte deutend, dies hier ist Schlesien, Ihr specielles Vaterland. Der König theilt es jetzt noch mit dem Kaiser von Oesterreich, aber diese schöne Provinz muß ganz zu Preußen gehören. Wir wollen sehen und überlegen, was Ihnen davon genehm sein könnte. Sehen Sie nur, folgen Sie meinem Finger! Er wird Ihnen die neue Grenze des preußischen Schlesiens bezeichnen!*)

*) Napoleons eigene Worte. Fragments inédits. S. 17.

Und Napoleons Zeigefinger fuhr blitzend wie eine Dolchspitze über die Karten hin und umzirkelte den ganzen österreichischen Antheil an Schlesien von Teschen bis zur sächsischen Grenze, und von der Bergkette von Jablunka bis dahin, wo das Riesengebirge sich in der Lausitz verläuft, als die künftige Grenze des preußischen Schlesiens.*)

Nun, fragte er dann hastig, wäre das nicht eine willkommene Abrundung Ihrer schlesischen Provinz?

Graf Haugwitz antwortete nicht sogleich, sondern blickte immer noch auf die Karte hin. Napoleons Adlerblick ruhte einen Moment auf ihm und flackerte dann hinüber zu den Büsten Maria Theresia's und Friedrichs des Großen.

Oh, rief er mit einem Lächeln des Triumphes, auf die Büste Friedrichs deutend, der große Mann hätte meinen Vorschlag angenommen, ohne zu zaudern!

Sire, sagte Graf Haugwitz zögernd, aber die große Frau, die Maria Theresia, würde es nicht ohne Weiteres zugelassen haben!

Aber jetzt, rief Napoleon, jetzt ist keine Maria Theresia da, um den König von Preußen zu hindern,

---

*) Mémoires inédits. S. 18.

jetzt bin ich da, und ich bewillige Ihrem König ganz Schlesien, wenn er sich im engen Bündniß mir anschließt. Bedenken Sie es wohl, können Sie für den Ruhm, der Sie erwartet, unempfindlich sein?

Und wieder bohrten sich seine Augen wie zwei Dolchspitzen in das verlegene Angesicht des Grafen.

Sire, sagte dieser leise, Ihr Vorschlag ist lockend und wundervoll, aber so viel ich Se. Majestät den König kenne, muß ich —

Oh, unterbrach ihn Napoleon ungeduldig, es ist hier nicht die Rede von dem König und seiner Person. Sie sind Minister, Ihnen liegt es ob, die Pflichten zu erfüllen, welche Ihre Stellung Ihnen auferlegt und den Moment zu ergreifen, welcher nie wiederkehren wird! Man muß mächtig sein, man kann es niemals genug sein, glauben Sie es mir und überlegen Sie darnach Ihre Antwort.

Aber vielleicht, Sire, möchte es für uns besser sein, unsere Machtvergrößerung auf einer andern Seite zu suchen, sagte Haugwitz.

Auf der Seite Polens, oder Frankreichs, nicht wahr? fragte Napoleon barsch. Ihr möchtet mir gern Mainz und Cleve und das linke Rheinufer wieder entreißen, und Ihr thut schön mit Rußland und Oester-

reich, weil Ihr hofft, daß die Euch vielleicht doch noch eines Tages dazu verhelfen könnten? Aber Ihr wollt es auch mit mir nicht verderben, weil es doch möglich ist, daß Eure Hoffnungen scheitern? weil Ihr dann meine Feindschaft fürchtet? Ihr Preußen wollt aller Welt Bundesgenosse sein; das ist unmöglich, man muß sich für mich oder für die Andern entscheiden. Ich verlange Aufrichtigkeit, oder ich sage mich von Euch los, denn mir sind offene Feinde lieber, als falsche Freunde. Ihr König duldet in Hannover ein Corps von dreißigtausend Mann, welches durch seine Staaten hindurch die Verbindung mit der großen, russischen Armee unterhält; das ist ein Act offener Feindseligkeit. Ich aber, ich gehe meinen Feinden zu Leibe, wo ich sie finde. Wenn ich wollte, könnte ich für diese Unredlichkeit eine furchtbare Rache nehmen! Ich könnte in Schlesien einfallen, Polen zum Aufstand aufrufen und Preußen Schläge beibringen, von denen es sich nie wieder erholen würde. Aber ich ziehe es vor, das Vergangene zu vergessen und mich großmüthig zu zeigen! Ich will Preußen also eine vorübergehende Uebereilung verzeihen, aber nur unter einer Bedingung, und die ist: daß sich Preußen mit Frankreich durch

unauflösliche Bande vereinigt, und als Pfand dieses Bandes verlange ich, daß es Hannover in Besitz nehme.*)

Sire, rief Haugwitz freudig, dies war die wünschenswerthe Ländervergrößerung, auf welche ich vorher hinzudeuten mir erlaubte, und wie ich glaube, die einzige, welche das Gewissen des Königs ihm anzunehmen erlauben würde.

Gut, nehmen Sie also Hannover, sagte Napoleon, ich übertrage meine Rechte auf dasselbe an Preußen; dafür tritt Preußen aber an Frankreich das Fürstenthum Neufchatel und die Festung Wesel, an Baiern das Fürstenthum Anspach ab.

Aber Sire, rief Haugwitz erschrocken, Anspach gehört durch Familienverträge, die nicht angefochten werden können, zu Preußen, und Neufchatel —

Keine Einwendungen, unterbrach ihn Napoleon rauh, es bleibt, wie ich gesagt. Entweder Krieg oder Frieden. Krieg, das heißt, ich zerschmettere Preußen und werde für immer sein unversöhnlicher Feind; Frieden, das heißt, ich gebe Euch Hannover und empfange dafür Neufchatel, Wesel und Anspach. Nun, entscheiden Sie sich rasch, ich bin des langen Zögerns und Hinhaltens müde, ich will endlich

---

*) Napoleons eigene Worte. Siehe: **Fragments inédits. S. 20.**

Entscheidung und Sie werden dies Zimmer nicht eher verlassen, als bis ich dieselbe habe! Sie haben Zeit genug gehabt, zu bedenken und zu überlegen, entscheiden Sie sich. Sagen Sie also kurz und schnell, was wollen Sie: Krieg oder Frieden?

Sire, sagte Haugwitz flehend, was kann denn Preußen anders wollen, als Frieden mit Frankreich?

Wahrhaftig, und es ist ein schönes Geschäft, was Ihr da macht! rief Napoleon. Neufchatel ist für Preußen ein verlorner Posten, über den es überdies nur oberflächliche Hoheitsrechte hat. Ihr empfangt also dafür, für Wesel und für Anspach mit seinen viermalhunderttausend Einwohnern das Euch so bequeme Königreich Hannover mit mehr als einer Million Einwohnern! Ich glaube, Preußen kann mit seinem neuen Arrondissement zufrieden sein!

Sire, sagte Haugwitz, es wird besonders zufrieden sein, wenn es sich die treue und mächtige Freundschaft Frankreichs erworben, und auf immer bewahren kann.

Auf mein Wort können Sie rechnen, rief der Kaiser, ich bleibe meinen Feinden, wie meinen Freunden treu. Jene zerschmettere ich, diese fördere ich, wo sich mir die Gelegenheit bietet. Wir wollen uns übrigens gegenseitig beweisen, daß es uns Ernst ist mit diesem

neuen Bündniß, und wir wollen die Bedingungen desselben schon heute schriftlich festsetzen. Der Großmarschall Duroc hat meine Weisungen bereits erhalten, und er wird Ihnen die einzelnen Punkte des Angriffs- und Vertheidigungsbündnisses zwischen Frankreich und Preußen vorlegen. Ich bitte Sie, sich zu ihm zu begeben, und mit ihm das Nöthige zu besprechen, damit wir dann das Actenstück unterzeichnen. Gehen Sie, mein lieber Graf, und nehmen Sie zuerst meinen Glückwunsch, Sie haben in dieser Stunde Preußen einen wichtigen Dienst geleistet, Sie haben es vom Verderben gerettet. Ich würde es wie ein Spielzeug in meiner Hand zerbrochen haben, wenn Sie meine Freundschaft zurückgewiesen hätten! Gehen Sie, der Großmarschall erwartet Sie!

Er nickte dem betäubten, verwirrten Grafen einen Abschiedsgruß zu, und wandte sich wieder nach seinen Karten hin, auf diese Weise dem Grafen Haugwitz jede Möglichkeit weiterer Erörterungen abschneidend. Dieser seufzte tief auf, und rückwärts gehend, wandte er sich langsam der Thür zu.

Napoleon beachtete ihn gar nicht weiter, er schien ganz in seine Karten und Pläne vertieft zu sein, nur als die Thür sich leise hinter dem Grafen schloß, sagte

er leise: er wird das Bündniß unterzeichnen, und damit ist Oesterreichs letzte Hoffnung gefallen! Jetzt werde ich in Preßburg entschiedener auftreten, und Oesterreich wird mir alle meine Bedingungen erfüllen, es wird mir die Niederlande, Venedig und Toskana abtreten müssen, denn jetzt kann es nicht mehr auf eine bewaffnete Dazwischenkunft Preußens rechnen.*)

---

*) Das Angriffs- und Vertheidigungsbündniß zwischen dem Kaiser von Frankreich und dem König von Preußen kam ganz so zu Stande, wie Napoleon es gewollt hatte. Graf Haugwitz, ohne weitere Instruktionen von seinem Chef einzuholen, unterzeichnete es am 15. December, an demselben Tage, an welchem er, dem Vertrag von Potsdam gemäß, Napoleon die Kriegserklärung Preußens übergeben sollte. Durch den Abschluß dieses Bündnisses kam Oesterreich allerdings in die äußerste Bedrängniß; und sah sich gezwungen, die demüthigenden Bedingungen Napoleon's anzunehmen, und am 26. December 1805 den „Frieden von Preßburg" zu unterzeichnen. Dieser beraubte Oesterreich seiner schönsten Provinzen, mit denen Frankreich, Baiern, Würtemberg und Baden sich bereicherten. — Preußen erhielt freilich durch den Vertrag mit Frankreich das Königreich Hannover, aber dies war doch nur ein illusorisches Besitzthum, das sich Preußen jedenfalls erst mit dem Schwert in der Hand von England erkämpfen mußte.

VII.

Judith und Holofernes.

Napoleon war noch immer mit seinen Karten beschäftigt, und veränderte bald hier, bald dort den Stand der Nadeln. Zuweilen ward er in seinen Studien unterbrochen von Courieren, die neue Depeschen aus Preßburg oder aus Frankreich brachten, aber er kehrte immer wieder zn seinen Karten zurück, und sein Finger, der über dieselben hinfuhr, löschte, wie der Finger Gottes, Königreiche und Grenzen, um neue Länder und neue Staatenhäupter mit seinem Winken erstehen zu lassen.

Der Abend dunkelte bereits herauf, und der Kaiser weilte noch immer in seinem Cabinet. Mehrmals schon hatte sich die Thür leise geöffnet, und der Kammerdiener Constant hatte mit spähenden Augen herein geschaut. Aber immer wieder, wenn er den Kaiser

so eifrig beschäftigt gesehen, hatte er sich vorsichtig und unhörbar wieder zurückgezogen. Endlich indeß schien er des langen Wartens und Zauderns müde, und statt diesmal wieder sich zurückzuziehen, trat er ein und ließ die Thür geräuschvoll in's Schloß fallen.

Dieses Geräusch machte, daß der Kaiser hastig empor schaute. Nun, Constant, was giebts? fragte er.

Sire, flüsterte Constant leise, als fürchte er die Wände könnten ihn belauschen, Sire, die fremde Dame ist schon seit einer Stunde hier, und wartet auf die versprochene Audienz.

Ah, die Gräfin oder Prinzessin, rief Napoleon leicht hin, die närrische Person, welche behauptet, mich früher gehaßt zu haben, mich jetzt zu lieben?

Sire, sie spricht mit schwärmerischer Begeisterung von Ew. Majestät!

Ah bah, die Frauen lieben es, sich für irgend Jemand zu begeistern, und ihr Herz in irgend einer Schwärmerei aufzubauschen! Würden sonst wohl so viele Weiber in's Kloster gehen, und den Herrn Christum ihren Bräutigam nennen? Aber wie heißt denn die Dame eigentlich, der es gefallen hat, sich für mich zu begeistern?

Sire, ich glaube, sie hat die einzige Bedingung

gemacht, daß Ew. Majestät nicht nach ihrem Namen fragten!

Der Kaiser runzelte die Stirn. Und man will mich bereden, die Namenlose zu empfangen? Wer weiß, welch' eine Abenteurerin und Intriguantin sich da bei mir einschleichen möchte, und in was für Zwecken sie kommt?

Sire, einer der treuesten Anhänger und Bewunderer Ew. Majestät, der Herr von Brandt, österreichischer Major außer Dienst, bürgt für sie, und —

In diesem Augenblick ward die Thür heftig geöffnet, und der Großmarschall Duroc trat ein.

Ah, Ew. Majestät sind noch hier? rief er freudig. Ew. Majestät haben also diese fremde Dame noch nicht empfangen?

Nun, und was kümmert Dich das? fragte Napoleon lächelnd. Bist Du etwa eifersüchtig? Diese Dame soll sehr schön sein!

Sire, sagte Duroc feierlich, und wenn sie so schön wäre, wie Cleopatra, so dürften Ew. Majestät sie doch nicht empfangen!

Ich dürfte nicht? fragte Napoleon in strenger Betonung. Wer wollte es mir verbieten?

Sire, die heilige Pflicht, welche Sie haben, sich

Ihren Völkern, Ihrem Reiche zu erhalten. Diese Dame, welche sich mit so leidenschaftlicher Heftigkeit in die Nähe Eurer Majestät drängt, ist eine gefährliche Intriguantin, eine enragirte Feindin Frankreichs und Eurer Majestät.

Napoleon warf einen triumphirenden Blick auf Constant hin, welcher bleich und bebend an der Wand lehnte. Nun, fragte er, willst Du sie noch vertheidigen?

Dann, ohne Constant's Antwort abzuwarten, wandte er sich wieder an den Großmarschall. Und woher haben Sie diese Nachrichten?

Sire, der Commandant von Wien, Herr von Vincennes, ist soeben in größter Eile hier angekommen. Sein Pferd fiel halbtodt zur Erde, als er in den Hof sprengte. Er fürchtete, schon zu spät zu kommen.

Wie denn, zu spät?

Zu spät, um Ew. Majestät vor dieser Dame zu warnen, welche offenbar gekommen ist, um ein frevelhaftes Unternehmen auszuführen.

Ah bah, wollte sie mich etwa ermorden?

Sire, Herr von Vincennes behauptet das!

Ah, rief Napoleon, sich wieder zu Constant umwendend, hast Du mir nicht gesagt, daß sie mich schwärmerisch liebt? Ist der Commandant noch da?

Ja, Sire, er fragt an, ob er die Dame nicht sogleich verhaften und sie einem strengen Gehör unterwerfen soll?

Napoleon schwieg einen Moment, und schien sich zu bedenken. Constant, sagte er dann, rufen Sie Herrn von Vincennes hierher, ich will ihn selber sprechen.

Constant stürzte fort in den Vorsaal, und kehrte nach einer Minute zurück, um den Commandanten von Wien, Herrn von Vincennes, einzuführen.

Napoleon ging ihm hastig entgegen. Sie sind gekommen, um mich zu warnen? fragte er rasch. Was haben Sie für Gründe zu dieser Warnung?

Sire, die allerdringendsten Verdachtgründe. Diese Dame wird, seit ich in Wien bin, von meinen Agenten beobachtet und bewacht, weil sie der geistige Mittelpunkt aller gefährlichen und feindlichen Elemente Wiens ist. Alle Feinde Eurer Majestät, alle sogenannten deutschen Patrioten versammeln sich in ihrem Hause, und wenn wir sie also genau überwachten, wußten wir so ziemlich Alles, was unsere Feinde unternahmen und thaten. Es war daher nothwendig, in ihrem Hause selbst einen Agenten für uns zu finden, der mir täglich Bericht abstattete, und ich war so

glücklich, die Gesellschafterin der Dame für unser Interesse zu gewinnen.

Womit bestachen Sie sie? fragte Napoleon. Mit Liebe oder mit Geld?

Sire, Gott sei Dank, bedurfte es nur des Geldes!

Der Kaiser lächelte. Die Person ist also alt und häßlich?

Sehr häßlich, Sire.

Und sie haßt ihre Herrin, weil sie schön ist? Denn nicht wahr, sie ist sehr schön?

Außerordentlich schön, Sire, ein bezauberndes Weib, und also um desto gefährlicher!

Napoleon zuckte die Achseln. Fahren Sie fort in Ihrem Bericht. Sie hatten also die Gesellschafterin für Geld gewonnen?

Ja, Sire, sie führte ein genaues Journal über jeden Tag und jede Stunde, und überbrachte mir jeden Abend dasselbe. Seit einigen Tagen schien ihr das Benehmen ihrer Herrin besonders auffallend, sie beobachtete sie deshalb genauer, und meine übrigen Agenten folgten ihr, sobald sie ihr Hôtel verließ, in mancherlei Verkleidungen und auf jedem Schritt. Alle Anzeichen waren verdächtig genug, und ließen darauf schließen, daß sie irgend ein Attentat beabsichtige. Aber

ich errieth noch nicht, auf wen sich dasselbe richten werde. Da kommt vor zwei Stunden die Gesellschafterin, um mir ihr Journal zu bringen und mir zu berichten, daß ihre Herrin so eben mit dem Major von Brandt ihr Hôtel verlassen habe, und daß sie nach den letzten Reden ihrer Dame vermuthen müsse, sie habe sich nach Schönbrunn zu Ew. Majestät begeben. Eben, wie ich noch überlegte, was zu thun sei, kam ein anderer meiner Agenten, welcher den speciellen Auftrag hatte, den Herrn von Brandt zu beobachten, denn obwohl dieser außerordentlich ergeben erscheint, traue ich ihm doch nicht!

Und daran thun Sie sehr wohl, sagte Napoleon strenge, Verräthern darf man niemals trauen, und dieser Herr von Brandt ist ein Verräther, da er uns, den Feinden seines Vaterlandes, anhängt. Was für Nachrichten brachte Ihr Agent?

Sire, mein Agent ließ durch einen seiner Leute, der ein sehr geschickter Taschendieb ist, dem Major seine Brieftasche stehlen, als er eben in das Hôtel der Dame gehen wollte.

Wahrhaftig, sagte Napoleon heiter, Ihre Agenten machen ihre Sache gut. Was fanden Sie in dem Taschenbuch? Liebesbriefe, unbezahlte Rechnungen, nicht wahr?

Nein, Sire, ich fand darin ein wichtiges Document, eine Verschreibung, der gemäß die Dame dem Major, wenn er ihr eine Audienz bei Ew. Majestät verschafft, für jede Minute der Dauer derselben ein Goldstück zahlt.

Napoleon lachte. Die Dame ist also reich wie Crösus? fragte er.

Ja, Sire, man sagt, daß die Prinzessin —

Prinzessin, was für eine Prinzessin.

Sire, die Dame, welcher Ew. Majestät eine Audienz bewilligt haben, ist ja die Prinzessin von Eybenberg.

Prinzessin von Eybenberg, wiederholte Napoleon sinnend. Habe ich denn diesen Namen nicht schon ein Mal gehört? Ja, jetzt entsinne ich mich, sagte er nach kurzer Pause leise, wie zu sich selber, die Agentin des Grafen von Provence, welche mir damals den Brief brachte, und die ich aus Paris entfernte.

Haben Sie das Tagebuch der Gesellschafterin und die übrigen Papiere bei sich? fragte er dann den Commandanten.

Zu Befehl, Sire, hier sind sie Alle, erwiderte Herr von Vincennes, einige Papiere aus seinem Busen hervorziehend. Hier ist auch die seltsame Verschreibung der Prinzessin.

Geben Sie her, sagte Napoleon, und die Papiere nehmend, blätterte er in ihnen, und las hier und da einige Zeilen. Wahrhaftig, sagte er dann, diese Geschichte ist pikant, und sie fängt an, mich zu reizen. Constant, wo ist die Dame?

Sire, Herr von Bausset hat sie in das kleine Empfangszimmer Ew. Majestät gebracht, und dort wartet sie.

Gut, sagte Napoleon, sie hat lange genug gewartet, und sie möchte ungeduldig werden. Ich will also zu ihr gehen!

Aber Sire, doch nicht allein? fragte Duroc ängstlich. Ew. Majestät werden mir doch erlauben, Sie zu begleiten?

Ah, Du bist neugierig die gepriesene Schönheit zu sehen? fragte Napoleon lachend. Ein anderes Mal, Herr Großmarschall, diesmal gehe ich allein! Bedenken Sie nur, daß die schöne Prinzessin mich leidenschaftlich liebt, und daß es sie also tödtlich beleidigen müßte, wenn ich zu einem Rendezvous mit ihr nicht allein käme.

Er that einige Schritte vorwärts nach der Thür hin. Aber jetzt stürzte Constant zu ihm hin, und vor ihm niederknieend, rief er mit vor Angst zitternder Stimme: Sire, haben Ew. Majestät Erbarmen mit

mir! Setzen Sie Ihr so kostbares Leben nicht in Gefahr! Geben Sie mein armes Herz, welches Ew. Majestät anbetet, nicht ewiger Verzweiflung Preis! Ich war es, der es zuerst wagte, Ew. Majestät zu bitten, diese Dame zu empfangen. Jetzt, Sire, beschwöre ich Ew. Majestät auf meinen Knieen, empfangen Sie diese Dame nicht!

Ich wage es, Sire, meine Bitten mit denen Constant's zu vereinigen, sagte Duroc lebhaft. Sire, empfangen Sie diese Dame nicht.

Gestatten Ew. Majestät mir vielmehr, sie sogleich zu verhaften, rief Herr von Vincennes.

Napoleon ließ seine flammenden Blicke lächelnd von einem Gesicht zum andern wandern. Wahrhaftig, sagte er, wenn man Euch hört, sollte man vermeinen, diese Schöne sei eine Pulvermine und man brauche sie nur zu berühren, um in die Luft zu fliegen und zerschmettert zu werden! Beruhigt Euch, wir werden wohl noch mit dem Leben davon kommen. Ihr habt mich gewarnt, und ich werde auf meiner Huth sein! Kein Wort, keine Bitten weiter! Mein Entschluß ist gefaßt, ich will diese Schöne sehen, und zwar allein!

Sire, rief Constant ängstlich, wenn nun diese Wahn=

sinnige, indem Ew. Majestät zu ihr eintreten, ein Pistol auf Ihr Haupt abdrückte?

So würden die Kugeln wirkungslos vor mir niederfallen, oder das Pistol würde versagen, rief Napoleon mit dem vollsten Ton der Ueberzeugung. Das Schicksal hat mich nicht hierher gestellt, um von eines Meuchelmörders Händen zu fallen! Gehen Sie, meine Herren, und nehmen Sie meinen Dank für Ihren Eifer und Ihre Theilnahme. Herr von Vincennes, kehren Sie nach Wien zurück, Ihre Papiere behalte ich hier. Ist Graf Haugwitz noch bei Ihnen, Duroc?

Ja, Sire, wir waren mit Abfassung des Vertrages und dessen einzelnen Paragraphen beschäftigt, als Herr von Vincennes mich rufen ließ.

Kehren Sie zu dem Grafen zurück, und Du, Constant, gehe zu dem Herrn von Brandt, und zähle mit ihm die Minuten, welche seine Dame in meiner Gesellschaft zubringt. Es ist möglich, daß er sehr viel Goldstücke verdient, denn ich denke, die interessante Schöne nicht sogleich wieder zu entlassen!

Er nickte leicht mit dem Kopf, und rasch das Cabinet durchschreitend, trat er durch die Thür, welche Constant ihm öffnete. Hastigen Schrittes, und ohne

weiter zu überlegen und zu sinnen, durchschritt er die beiden großen Empfangssäle, und öffnete dann die Thür zu dem kleinen Salon, in welchem, wie Constant gesagt, die Dame ihn erwartete.

Einen Moment blieb er auf der Schwelle stehen, und seine brennenden Blicke wandten sich auf Mariane hin, welche bei seinem Eintreten sich von dem Lehnstuhl erhoben hatte, auf welchem sie gesessen.

Es ist wahr, murmelte Napoleon leise vor sich hin, sie ist wirklich schön!

Er that einige Schritte vorwärts, dann, als erinnere er sich jetzt erst, daß er die Thür hinter sich weit offen gelassen, kehrte er um, und schloß die Thür. Sie wollen mich doch ohne Zeugen sprechen, nicht wahr? fragte er, sich Mariane nähernd.

Sire, das Wort der Liebe und der Anbetung verstummt gar leicht vor fremden Ohren, flüsterte Mariane, ihn mit einem flammenden Blick ansehend.

Napoleon lächelte. Nun, warum haben Sie denn versäumt, mir vorher das Wort der Liebe und der Anbetung zwischen die Schultern zu schreiben? fragte er. Ich kehrte Ihnen ja absichtlich den Rücken zu, ich wollte Ihnen Gelegenheit geben, Ihre heroische That auszuführen.

Wie? rief Mariane mit dem Ausdruck des Entsetzens, Ew. Majestät zweifeln an mir?

Nein, sagte Napoleon lachend, ich zweifle gar nicht an Ihnen, ich bin vielmehr meiner Sache ganz gewiß! Ich weiß, daß Sie hieher gekommen sind, um die Bibel, deren Wahrheit man oft bezweifelt hat, in die Wirklichkeit zu übersetzen. Sie beabsichtigten, das Capitel von der Judith und dem Holofernes zu einer Tragödie unserer Zeit zu machen! Aber, wenn Sie auch schön und verführerisch sind, wie die Judith es war, so bin ich doch kein Holofernes, welcher sich von seiner Leidenschaft beherrschen läßt, und in den Armen eines Weibes der nöthigen Klugheit vergißt. Ich bin niemals Sclave meiner Leidenschaften gewesen, Madame, und es ist nicht genug, daß ein Weib schön sei, um mein Herz gewinnen zu können, ich muß sie auch achten können, und ich würde niemals ein Weib hochachten können, welche den Ueberwinder ihres Vaterlandes liebte. Sie sehen also, daß ich kein Holofernes bin, und daß ich Ihnen meine Arme nicht geöffnet hätte, wenn ich Sie für eine verlorene Tochter Ihres Vaterlandes halten müßte. Aber ich weiß, daß Sie eine Patriotin sind, und das ändert die Sache, ich weiß, daß ich Sie hochachten darf, und ich sage daher

nicht, daß ich Sie nicht auch lieben kann, denn es ist wahr, Sie sind bezaubernd schön.

Sire, sagte Mariane glühend, wenn Sie mich nur empfangen haben, um mich zu beleidigen und zu verhöhnen, so bitte ich, daß Sie mir erlauben, zu gehen!

Nein, ich habe Sie empfangen, weil ich Ihnen einen guten Rath geben wollte, sagte Napoleon ernst, ich bitte Sie also, zu bleiben. Sie müssen Ihre Dienerschaft besser wählen, Madame, Sie müssen ihr weniger vertrauen, und argwöhnischer gegen sie sein, denn Sclavenseelen sind leicht zu verführen, und das Geld ist ein Magnet, dem sie nicht widerstehen. Ihre Gesellschafterin ist eine Verrätherin, hüten Sie sich vor ihr!

Sie hat mich also verläumdet und verdächtigt? fragte Mariane mit bebenden Lippen.

Nein, sie hat Sie nur verrathen, sagte Napoleon lächelnd. Selbst der Brillantring, den Sie ihr beim Abschied überreichten, hat ihr Herz nicht gerührt. Wissen Sie noch, was Sie zu ihr sagten, indem Sie ihn ihr gaben?

Sire, wie soll ich das noch wissen? fragte Mariane.

Nun, ich will es Ihnen sagen, rief Napoleon, indem er die Papiere, welche Herr von Vincennes ihm

gegeben, und die er noch immer, zu einer kleinen Rolle zusammengefügt, in der Hand gehalten, auseinander schlug. Hier steht es! Sie sagten: „Ich weiß, Sie sind eine gute und begeisterte Oesterreicherin, Sie hassen gleich mir den Tyrannen, der uns unterjochen will, Sie werden die Hand segnen, welche ihm Stillstand gebietet, und ihn aufhält in seinem Siegeslauf.“ Nun, war's nicht so, Madame?

Mariane antwortete nicht, ihre Wangen waren bleich, ihre Augen starrten entsetzt zu dem Kaiser hin, der sie lächelnd betrachtete.

Einen Moment vorher hatten Sie einen glänzenden Gegenstand in Ihrem Busen verborgen, fuhr Napoleon fort. Dieser Gegenstand, den Ihre Gesellschafterin nicht genau erkannte, war ein Dolch, den Sie heute Vormittag gekauft hatten. Wollen Sie wissen, wo? — Er blickte wieder in die Papiere und sagte dann: Sie kauften diesen Dolch in einer Waffenhandlung am Kohlmarkt und zahlten vier Ducaten dafür. Sie tragen diesen Dolch jetzt bei sich, wahrhaftig er nimmt eine beneidenswerthe Stelle ein, und ich könnte auf ihn eifersüchtig sein. Warum ziehen Sie ihn nicht hervor, und geben ihm die Stelle, welche Sie ihm bestimmt haben? Glauben Sie etwa, was so

viele Thoren von mir gesagt haben, daß ich ein Panzerhemd trage? Ich gebe Ihnen mein kaiserliches Wort, meine Brust ist unbewehrt, und eine Dolchspitze wird keinen Widerstand finden, wenn sie überhaupt sich meiner Brust nähern kann. Versuchen Sie es doch!

Mariane, welche, während der Kaiser sprach, wie vernichtet auf einen Sessel niedergesunken war, erhob sich jetzt rasch. Sire, sagte sie stolz, es ist genug. Ihre Beamten erwarten mich ohne Zweifel schon in dem nächsten Gemach, um mich als eine Verbrecherin zu verhaften! Erlauben Sie, daß ich hingehe, mich Ihnen zu übergeben!

Sie wollte sich der Thür zuwenden, aber Napoleon faßte ihre Hand und hielt sie zurück. Nicht doch, sagte er, unsere Zusammenkunft ist noch nicht beendet, sie dauert ja kaum funfzehn Minuten, bedenken Sie also, daß Herr von Brandt dann nur funfzehn Goldstücke bekäme! Ah, Sie sehen mich erstaunt an. Sie wundern sich, daß ich auch das weiß? Ich bin indeß kein Zauberer, und die Sache geht ganz natürlich zu. Sehen Sie da die Verschreibung, die Sie dem Herrn von Brandt gegeben haben!

Er reichte Marianen das Papier dar, sie nahm es nicht, sondern betrachtete es nur mit einem flüchtigen

Blick. Ew. Majestät sehen daraus, wie glühend mein Wunsch war, Ihnen nahen zu dürfen, sagte sie. Hätte Herr von Brandt mein halbes Vermögen für diese Audienz bei Ew. Majestät verlangt, ich würde es ihm mit Freuden gewährt haben, denn eine Stunde des Zusammenseins mit Ew. Majestät ist mehr werth, als alle Schätze der Welt.

Und doch wollten Sie mich jetzt eben schon verlassen? rief Napoleon vorwurfsvoll. Wie ungroßmüthig das gegen Ihren Freund gewesen wäre, der mit Constant im Vorzimmer steht und mit der Uhr in der Hand seine Goldstücke berechnet. Wir wollen großmüthig sein, wollen ihm drei Stunden bewilligen. Drei Stunden, das ist eine hübsche Zeit für ein Rendezvous; wenn Sie mich alsdann verlassen, werden Sie Herrn von Brandt einhundert und achtzig Louis'dor zahlen und ich werde die Gratulationen meiner Vertrauten annehmen.

Marianen's Augen flammten auf in Zorn und eine Purpurgluth überflog jetzt Ihre Wangen. Sire, rief sie fast drohend, rufen Sie Ihre Beamten, lassen Sie mich als eine Verbrecherin verhaften, lassen Sie mich tödten, wenn ich es verdient habe, nur lassen Sie mich fort von hier.

Ah, der Tod wäre Ihnen also lieber, als daß man glauben könnte, Sie hätten mir ein dreistündiges Liebesrendezvous bewilligt? fragte Napoleon. Freilich, dies Rendezvous, wenn es friedlich ausläuft und ohne den Eclat, den Sie in Ihrer Rolle als Judith sich davon versprachen, bringt Sie in Mißcredit bei Ihren Freunden! Ihre Partei wird Ihnen mißtrauen, wenn sie erfährt, daß Sie, nachdem Sie drei Stunden bei mir gewesen sind, mitten in der Nacht Schönbrunn verlassen haben, ohne daß man mich erdolcht auf meinem Lager gefunden hat! Ich kann Ihnen diese Demüthigung nicht ersparen, aber sie soll die einzige Strafe sein, die ich Ihnen auferlege! Sie bleiben hier!

Sire, lassen Sie mich fortgehen, rief Mariane, und ich schwöre Ihnen, daß ich niemals wieder wagen will, Ihnen zu nahen, ich schwöre, daß ich in irgend einem stillen Winkel in Zurückgezogenheit leben will, fern von dem Getreibe und der Bewegung der Welt.

Oh, die Welt würde es mir nie verzeihen können, wenn ich sie auf diese Weise ihrer schönsten Zierde beraubt hätte, sagte der Kaiser lächelnd. Sie sind zu schön, um im Dunkeln und der Verborgenheit leben zu können. Sie werden mir jetzt drei Stunden schenken, und es steht Ihnen frei, die ganze übrige Zeit Ihres

Lebens aller Welt zu sagen, daß Sie mich hassen, vorausgesetzt, daß man dann auch an Ihren Haß glauben mag!

Sie wollen mir also nicht gestatten, mich zu entfernen? fragte Mariane mit bebenden Lippen. Sie wollen, daß ich hier bleibe?

Nur drei Stunden, Madame, dann mögen Sie gehen! Lassen Sie uns diese Zeit benutzen und ehrlich und offen zu einander sprechen. Vergessen Sie, wo wir sind, denken Sie, wir wären zwei Partheihäupter, die sich auf neutralem Boden begegneten und mit achtungsvoller Offenheit einander die Wahrheit sagten, um dadurch vielleicht den Frieden zu vermitteln. Nun also, sagen Sie ehrlich? Hassen Sie mich wirklich so sehr, daß Sie hierher kommen wollten, mich zu ermorden?

Sie fordern Wahrheit von mir, rief Mariane mit zornblitzenden Augen, nun denn, Sie sollen sie von mir vernehmen! Ja, ich hasse Sie, ich habe Ihnen damals in Paris, als Sie mich wie eine Verbrecherin transportiren ließen, glühenden und unversöhnlichen Haß geschworen, und treu meinem Schwur kam ich hierher, um ein Werk zu vollbringen, welches für Deutschland, ja für die ganze Welt eine Wohlthat

sein würde. Ja, ich wollte Sie ermorden, ich wollte die Welt von dem Tyrannen befreien, der sie in Ketten legen will. Ja, ich hatte einen Dolch in meinem Busen verborgen, um gleich der Judith Sie zu tödten. Wäre mein Werk gelungen, so würde die Welt mich gesegnet und meinen Namen unter die Sterne erhoben haben, jetzt, da es mißlungen ist, wird man mich verhöhnen und verspotten. — Jetzt habe ich Ihnen die Wahrheit gesagt und damit Sie nicht daran zweifeln, sehen Sie hier den Dolch, der für Ihre Brust bestimmt war und den ich jetzt zu Ihren Füßen niederschleudere als die Drachensaat, aus der einst für unsere Sache bewaffnete Krieger hervorwachsen werden, um gegen Sie zu kämpfen.

Sie zog den Dolch aus ihrem Busen hervor und warf ihn mit einer wilden Bewegung zu Napoleons Füßen nieder. Sire, fragte sie dann mit flehender Stimme, werden Sie mich noch nicht verhaften lassen?

Weshalb? fragte Napoleon. Worte, von schönen Frauenlippen gesprochen, beleidigen niemals, und die Gedanken, welche noch nicht Thaten geworden, strafe ich nicht! Ihre Hände sind rein von jeder Schuld und der einzige Verbrecher, welcher sich hier befindet, ist dieser Dolch. Ich trete ihn unter meine Füße und

er hat nicht mehr die Kraft, sich wider mich zu erheben!

Er setzte seinen Fuß auf die blinkende Mordwaffe und schaute die Prinzessin mit durchbohrenden Blicken an, Madame, sagte er, als Sie das erste Mal zu mir kamen, war es der Graf von Provence, welcher Sie sandte. Damals schickte er mir durch Sie einen Brief, war er es, der mir heute durch Sie einen Dolch sandte?

Nein, beim ewigen Gott, schwöre ich Ihnen, er weiß nichts davon, rief Mariane. Niemand wußte um mein Unternehmen, ich hatte keine Vertrauten und keine Mitschuldigen.

Sie hatten nur Ihren eigenen Haß, Madame, sagte Napoleon sinnend. Weshalb hassen Sie mich denn eigentlich? Was habe ich Euch Allen gethan, daß Ihr Euch von mir wendet?

Weshalb ich Sie hasse? fragte Mariane glühend. Weil Sie gekommen sind, Deutschland in den Staub zu treten, es zu einer französischen Provinz zu erniedrigen und uns um unsere Ehre, unser Recht und unsere Selbstständigkeit zu betrügen! Was Sie gethan haben, daß alle Gutgesinnten sich von Ihnen wenden? Sie haben Ihre heiligsten Schwüre verrathen, Sie sind ein Meineidiger geworden.

Oh, das geht zu weit, rief Napoleon auffahrend. Was hindert mich denn —

Mich verhaften zu lassen? unterbrach ihn Mariane mit trotzigem Stolz, thun Sie es doch!

Nein, ich werde Ihnen diesen Gefallen nicht thun! Reden Sie weiter. Sie stehen mir gegenüber, als wären Sie die Germania selber, welche gekommen, mich anzuklagen! Nun wohl, klagen Sie mich an! Wann habe ich meine Schwüre verrathen?

Von dem Augenblick an, als Sie die Fahne erhoben, im Namen der Republik, welche Sie stürzen wollten, von dem Augenblick an, als Sie die Völker zu sich riefen im Namen der Freiheit, um sich über ihnen zu erheben als Ihr Tyrann und Ihr Unterdrücker!

Denen, welche uns die Despotie der Freiheit erhalten wollten, unter welcher Frankreich so lange geblutet und geseufzt hatte, denen war ich ein Tyrann, sagte Napoleon gelassen, denen, welche den unsinnigen Gedanken hegten, die Bourbonen, unter welchen Frankreich nicht minder lange geblutet und geseufzt hatte, wieder zurückführen, denen war ich ein Unterdrücker! Das Geschlecht der Bourbonen hat sich ausgelebt, es ist wie eine ausgepreßte Citrone, deren welke Schaale man verächtlich

bei Seite wirft, weil sie keinen Inhalt und keinen Saft mehr hat! Glaubte man wirklich, ich hätte ein solcher Thor sein sollen, diese leere Schaale, welche Frankreich bei Seite geworfen, wieder aufzulesen und sie mit einem Purpurmantel und einer Krone zu bekleiden? Glaubte man, ich hätte wie diese Bourbonen und wie alle legitimen Fürsten nichts gelernt aus der Geschichte und mich nicht belehren lassen von den Beispielen, die sie allen Denen entgegen hält, welche Augen haben zu sehen? Ich habe aus der Geschichte gelernt, daß die Fürstenstämme vertrocknen, gleich den Baumstämmen, und daß es besser ist, den hohlen, ausgetrockneten Stamm mit der Wurzel auszureißen, statt ihn noch langsam hinsiechend, dem Boden, auf welchem er steht, seine letzten Kräfte aussaugen zu lassen.

Sire, Sie reißen nicht bloß den ausgetrockneten Stamm aus, sondern mit der Axt des Tyrannen beraubten Sie diesen Stamm auch seiner frischen, grünen Zweige, rief Mariane.

Ach, Sie meinen den Herzog von Enghien, sagte Napoleon gelassen. Es war ein Act der Politik, welchen ich nicht bereue. Die Bourbonen mußten endlich erkennen, daß Sie von mir nichts zu hoffen hatten, daß Frankreich sie aufgegeben und sich selber eine neue Zeit

schaffen wollte. Ich stand an der Spitze dieser neuen Zeit, und ich mußte die Stelle würdig einnehmen, auf welche die Vorsehung mich gestellt hat. Sie hat mich erwählt zum Gründer einer neuen Dynastie, und ein Tag wird kommen, wo meine Familie die ersten Throne der Welt einnimmt.*)

Das heißt, Sie erklären allen Fürsten den Krieg, rief Mariane.

Den Fürsten, ja, sagte Napoleon, denn sie sind lauter überreife Früchte, welche nur auf die Hand warten, die sie abschütteln soll. Ich werde diese Hand sein, und sie werden vor mir zu Boden fallen, und ich werde über ihnen immer höher emporsteigen. Sie nennen mich einen Eroberer, aber wie könnte ich denn jetzt inne halten, mitten in meinem Werk? Wenn ich jetzt in meinen Eroberungen stille stände, und mein Schwert in die Scheide steckte, was würde ich dann für viele Arbeit anders gewonnen haben, als ein bischen Ruhm, ohne mich dem Ziel meines Strebens genähert zu haben? Was nützt es mir, die Kriegsfackel über ganz Europa geschleudert zu haben, wenn ich mich nur damit begnügen wollte, Reiche umgestürzt

---

*) Napoleons eigene Worte. Siehe: Le Normand II. 29.

zu haben, und nicht auf festen Grundlagen mein Reich aufzubauen mich beeilte! Es ist nicht die Geburt, welche Ansprüche auf die Unsterblichkeit verleiht! Der Mann, welcher Muth besitzt, welcher seinem Vaterlande gute Dienste leistet, und sich durch große Thaten verherrlicht, der Mann bedarf keiner Ahnen, denn er ist Alles durch sich selbst.*)

Aber in den Augen der Legitimen bleibt er immer ein Emporkömmling, ein Parvenue, sagte Mariane achselzuckend.

Dann muß er alle Legitimen stürzen und vernichten, rief Napoleon rasch, damit eine neue legitime Dynastie sich erhebe, deren Begründer er ist. Ich bin der Mann des Schicksals, und ich werde mir eine neue Dynastie begründen, und eines Tages wird ganz Enropa nur Ein Reich, Mein Reich sein! Ihr Alle, statt mich zu verwünschen, solltet mich mit Freuden begrüßen, und mich willkommen heißen, als Euren gottgesandten Befreier, der Euch erheben will aus Eurer Erniedrigung und Eurer Schmach. Schaut doch nur um Euch, Ihr Deutschen, und seht, was Ihr an Euren Fürsten und Euren Regierungen habt! Werdet Ihr

---

*) Napoleon's eigene Worte. Siehe: Le Normand: Mémoires II. 49.

regiert durch edle, hochsinnige Fürsten, stehen bedeutende und große Männer an der Spitze Eurer Regierungen? Ich sehe nur Unfähigkeit, Verworfenheit und Käuflichkeit überall in den deutschen Cabinetten! Das System der Protection herrscht da überall, die Stellen sind die Geschenke der Gunst, und nicht die Belohnung des Verdienstes; Intriguen und Bittgesuche führen Unbefähigte zu den ersten Würden des Staats, und die großen Geister, wenn deren existiren, werden in den Schatten zurückgeschoben. Die natürliche Folge davon ist, daß die Männer aufhören ihren Geist zu bilden, daß die Tugenden und die Talente, welche nicht mit einem gerechten Tribut des Ruhms belohnt werden, ihre Stärke und Begeisterung, ja sogar oft ihre Existenz verlieren. Wenn eine Nation nur unfähige Protegirte und käufliche Intriguanten an der Spitze ihrer Administrationen und ihrer Armeen sieht, wie soll sie da in Freudigkeit gedeihen, ihren Wohlstand vermehren und sich Siege erkämpfen! Wehe dem Volk, das sich von solchen Ministern beherrschen, und von solchen Generälen vertheidigen läßt, wie ich sie in Deutschland überall gefunden. Als der Mann des Schicksals bin ich gekommen, ihm meine Hand, meinen Mund und mein Herz zu weihen, um es von so laster-

haften Institutionen zu befreien und zu erlösen von seiner schmachvollen Kette!*)

Und ihm noch schmachvollere umzuschmieden, rief Mariane mit zornblitzenden Augen, denn auf der Welt giebt es nichts Schmachvolleres, als wenn die Völker sich einem fremden Barbaren unterwerfen, und ihrem Ueberwinder demüthig die Füße küssen, statt ihn zu verjagen mit der Majestät ihres Zorns. Wenn Sie, ein zweiter Attila, weiter schreiten mit Ihrem würgenden Schwert, so ist es um Europa geschehen, und alle Würde der Völker, alle Mittelpunkte wissenschaftlicher Bildung, alle Hoffnungen der Humanität sind verloren! Denn die Völker können nur Großes leisten und Großes schaffen, wenn sie selbstständig sind, und die Freiheit selbst kann ihnen nichts nützen, wenn sie sie als Gnadengeschenk ihres Eroberers hinnehmen sollen!

Die Erde muß nur Einen Herrscher haben, wie der Himmel nur Einen Gott hat, sagte Napoleon feierlich. Ich habe mein Werk erst begonnen, es ist noch nicht vollendet! Bis jetzt ist erst Frankreich, Italien, die Schweiz und Holland meinem Scepter unterworfen,

---

*) Napoleons eigene Worte. Le Normand II. 39.

aber mein Ziel geht weiter. Und wer will es mir wehren, wenn ich mich Westphalens, der hanseatischen Städte und Roms bemächtige, wenn ich ferner die illyrischen Provinzen, Hetrurien und Portugal mit Frankreich vereinige? Ich weiß noch nicht, wo ich die Grenzen meines Reiches festsetzen soll. Vielleicht wird es einst keine anderen Grenzen als den weiten Raum der beiden Welttheile haben, vielleicht werde ich, gleich dem Americus Vespucius und dem Columbus, mir den Ruhm erwerben, mir noch einen dritten Welttheil entdeckt und erobert zu haben!*)

Und wenn Sie eine dritte neue Welt entdecken, rief Mariane, so wird es Gott vielleicht fügen, daß aus dieser neuen Welt der Rächer der beiden alten erstehe, und daß er mit der Donnerstimme Jehovah's Ihnen zurufe: Hier sind die Grenzen Deines Reiches! Bis hieher und nicht weiter!

Ich würde aber nicht zurückweichen, sagte Napoleon lächelnd, sondern ich würde vorwärts schreiten, um mit dem Gottgesandten zu kämpfen um mein gutes Recht, denn auch ich bin ein Gottgesandter, ein auserlesener Sohn des Himmels, und wenn es für mich ein Miß-

---

*) Napoleons eigene Worte. Le Normand: Mémoires II. 69.

geschick giebt, so ist es nur dies, daß ich zu spät gekommen bin. Die Menschen sind zu aufgeklärt, oder zu nüchtern, es läßt sich daher nichts Großes mehr ausführen!

Ah, das sagen Sie, rief Mariane, Sie, dessen Schicksal ein so glänzendes und erhabenes ist? Sie, der Sie einst ein einfacher Artillerie-Officier waren, und jetzt als Kaiser auf einem mächtigen Thron da stehen!

Ja, sagte Napoleon leise, wie zu sich selber, ich gestehe es zu, meine Carrière ist glänzend genug gewesen, ich habe einen schönen Weg gemacht! Aber welcher Unterschied zwischen mir und den Heroen des Alterthums! Wie viel glücklicher war Alexander! Nachdem er Asien erobert hatte, erklärte er sich für den Sohn Jupiters, und der ganze Orient glaubte es ihm, mit Ausnahme des Olympias, der wohl wußte, woran er sich zu halten hatte, mit Ausnahme ferner des Aristoteles und einiger andern athenienſischer Pedanten! Wenn ich aber, der ich mehr Eroberungen und Siege aufzuweisen habe, als Alexander, wenn ich mich heute für den Sohn des ewigen Vaters erklären, und ihm unter diesem Titel mein Dankopfer darbringen wollte, so würde es kein Fischweib geben, die nicht auf

meinem Wege hinter mir herlachte. Die Völker sind zu aufgeklärt und zu nüchtern, es läßt sich nichts Großes mehr ausführen.*)

Es wird ein Tag kommen, Sire, wo die Völker aufstehen, und Ihnen beweisen werden, daß Sie Großes ausführen und vollbringen können!

Und an diesem Tage werden sie mich in den Staub treten, nicht wahr? fragte Napoleon mit einem fast mitleidsvollen Lächeln. Hoffen Sie nicht zu viel auf diesen Tag, denn Ihre Hoffnung könnte Sie täuschen. Ich habe mich so frei und offen zu Ihnen ausgesprochen, fuhr er fort, indem er aufstand, weil ich wußte, daß, indem ich zu Ihnen rede, ich durch Sie zu den Auserwähltesten, Edelsten und Besten Ihrer Nation redete, und weil ich wünschte, von diesen verstanden und begriffen zu werden. Gehen Sie also hin und wiederholen Sie ihnen meine Worte, wiederholen Sie sie auch denen, welche vermeinen, daß ihnen der Thron gebühre, welchen ich mir aufgerichtet, und daß die Tricolore wieder eines Tages durch die Lilien verdrängt werden müßte. Gehen Sie hin, Madame,

---

*) Napoleon's eigene Worte. Siehe: Mémoires du Maréchal Duc de Raguse. II. 243.

und sagen Sie diesen legitimistischen Schwärmern, die Lilien seien so beschmutzt von dem Elend und dem Blut Frankreichs, daß Niemand sie dort wieder erkennen wolle, und daß Jeder vor ihrem Leichenduft und ihrer Verwesung zurückschaudere! Die Reiche und die Dynastieen haben, wie die Blumen, Einen Tag der Blüthe; der Tag der Bourbonen ist vorüber, sie sind verwelkt und abgefallen! Sagen Sie das denen, welche Sie einst gewiß und heute vielleicht zu mir gesandt haben. Wenn Sie ihnen dann ferner die Scene des heutigen Tages erzählen, so mögen sie freilich beklagen, daß das Schicksal Ihnen nicht gestattete eine Judith zu sein, aber sie werden wenigstens zugestehen müssen, daß ich kein Holofernes bin! Denn obwohl das schönste Weib meiner Feinde in mein Lager kam, mich zu besuchen, hat sie mich doch nicht getödtet, und ihr Dolch liegt zu meinen Füßen! Ich werde ihn als Andenken bewahren, und der Groß-Marschall Duroc, und der Herr von Brandt, und mein Kammerdiener Constant, welche Sie im Vorzimmer erwarten, werden glauben, daß dieser Dolch ein Erinnerungspfand Ihrer Liebe und einer schönen Stunde meines Lebens ist! Wir wollen sie nicht enttäuschen! Leben Sie wohl, Madame!

Er ließ Marianen nicht Zeit zu einer Antwort, sondern nahm die silberne Handklingel und schellte so heftig und so laut, daß Constant ganz erschrocken und ängstlich in der Thür erschien.

Constant, sagte der Kaiser, führe Madame zu ihrem Wagen, sie wird nach Wien zurückkehren, und was den Herrn von Brandt anbetrifft, so sage ihm, die Prinzessin habe mir erlaubt, ihr Säckelmeister zu sein, und statt ihrer die glücklichen Minuten meines Zusammenseins zu bezahlen.

Sire, rief Mariane entsetzt, Sie wollen —

Still, unterbrach sie der Kaiser stolz, ich will der Frau Fortuna meinen Tribut abzahlen! Leben Sie wohl, Madame, und mögen Sie zuweilen dieser Stunde gedenken.

Er winkte ihr lächelnd mit der Hand einen Abschiedsgruß zu, und entfernte sich dann durch die Thür, welche in sein Schlafzimmer führte.

Mariane starrte ihm nach mit einem Entsetzen, als habe sie eben ein Gespenst vor ihren staunenden Augen dahin wandeln sehen, und als sei ihr ganzes Leben gebannt in diesen Blick, mit welchem sie ihm nachschauete.

Madame, sagte Constant leise, wenn es Ihnen

gefällig ist! Und er näherte sich der großen Ausgangsthür, welche er öffnete.

Mariane schrak bei seinen Worten zusammen, als erwache sie aus einem Traum; schweigend und ohne Constant nur eines Blickes zu würdigen, schritt sie aus dem Gemach, und folgte ihrem lächelnden Führer durch die Säle. Im ersten Vorsaal stand der Groß-Marschall Duroc und einige Generäle, welche die daher schreitende Prinzessin mit drohenden und zugleich spöttischen Blicken betrachteten. Mariane fühlte diese Blicke wie Dolchspitzen, die ihre Seele verwundeten, und wie Dolchspitzen traf es ihr Ohr, als sie Constant zu dem Major von Brandt sagen hörte: „Sie werden hier bleiben, mein Herr, denn der Kaiser hat befohlen, daß Ihnen hier die Goldstücke für die Stunden ausgezahlt werden, welche Se. Majestät in der Gesellschaft der Prinzessin zugebracht hat."

Aber Mariane raffte sich zusammen mit der ganzen Energie ihres Stolzes, und hochaufgerichteten Hauptes, mit kaltem, unbeweglichem Angesicht schritt sie weiter durch die Vorsäle dahin, die große Treppe hinunter, zu ihrem Wagen.

Nur als der Wagen durch die Nacht dahin rollte auf der Straße nach Wien zu, glaubte der Kutscher

trotz des Rollens der Räder lautes Weinen und Klagen zu vernehmen, das aus dem Innern der Kutsche zu ertönen schien. Aber sicherlich hatte er sich geirrt, denn als die Equipage in dem innern Hof ihres Hôtels anhielt, und die Lakayen herbeieilten den Schlag zu öffnen, stieg die Prinzessin stolz und ruhig, schön und strahlend wie immer, aus dem Wagen, und schritt gleichgültig und langsam die Treppe hinauf. Oben an der Treppe stand Madame Camilla, mit zitternden Lippen und bleichen Wangen einige Worte des Willkommens murmelnd. Mariane schien sie gar nicht zu sehen, und schritt kalt und stolz den Corridor hinunter, der zu ihren Gemächern führte.

Die Dienerinnen, welche sie in ihrem Toilettenzimmer empfingen, hieß sie mit einem gebieterischen Wink ihrer Hand sich entfernen, und als sie das Zimmer verlassen hatten, schloß sie hinter ihnen die Thür ab. Dann ging sie raschen Schrittes in das neben dem Toilettenzimmer befindliche Boudoir, und hier, wo sie sicher war von Niemand gesehen, von Niemand belauscht zu werden, hier ließ sie die stolze Maske von ihrem Antlitz gleiten, und es all ihre Verzweiflung verrathen. Mit einem lauten Schrei der Qual sank sie auf ihre Kniee nieder, und ihre Hände zum Him-

mel emporringend, rief sie mit den Jammertönen des Schmerzes: oh, mein Gott, mein Gott, gieb, daß ich dieser Schmach erliege! Habe Erbarmen mit mir, und laß mich sterben! — Aber nach langen Stunden des Kämpfens und Verzweifelns, des Klagens und der Verwünschungen, erhob sich Mariane wieder von ihren Knieen mit trotzigem Stolz, mit ruhiger Energie.

Nein, murmelte sie leise vor sich hin, ich darf und ich will nicht sterben! Das Leben hat noch Rechte an mich, und die geheime Gesellschaft, der ich mich als erstes Mitglied angelobt habe, legt mir die Pflicht auf zu leben und zu arbeiten in ihrem Dienst. Ich habe den Tyrannen nicht mit meinem Dolch treffen können, nun wohl, so müssen wir versuchen, ihn mit Nadelstichen nach und nach zu tödten. Ein solcher Nadelstich ist die Schrift, welche Gentz mir übergeben hat, daß ich für ihre Veröffentlichung sorge, und sie an das Licht der Welt fördere. Irgendwo wird es doch eine Druckerei geben, welche ihre Lettern für dies Manuscript hergiebt; ich werde sie suchen und ihr die Lettern mit Gold aufwiegen!

In der Frühe des nächstens Morgens stand der Reisewagen der Prinzessin bereit, und Mariane im vollen Reisecostüm schickte sich an, abzureisen. Sie

hatte die ganze Nacht mit Vorbereitungen, mit dem Ordnen ihrer Angelegenheiten und ihrer Häuslichkeit hingebracht. Jetzt war Alles fertig, Alles geordnet und bereit, und nunmehr im Begriff die Treppe hinunter zu gehen, wandte sich die Prinzessin zu Madame Camilla um, welche demüthig ihr folgte.

Madame, sagte sie kalt und ruhig, Sie werden die Güte haben, in dieser Stunde noch mein Haus zu verlassen, um Ihr Tagebuch anderswo zu schreiben. Der französische Commandant von Wien wird Ihnen vielleicht bei seinen Mouchards eine Stelle anweisen, gehen Sie also zu ihm, und wagen Sie es nie wieder, mein Haus zu betreten. Mein Haushofmeister hat meine Befehle erhalten, er wird Ihnen Ihre Gage auszahlen, und dafür sorgen, daß Sie in einer Stunde das Hôtel verlassen haben. Adieu!

Sie schritt, ohne Madame Camilla eines Blickes zu würdigen, ruhig und stolz die Treppe hinunter und stieg in ihren Wagen, der mit donnerndem Geräusch aus dem hohen Portal des Hôtels dahin rollte.

VIII.

Das Ende des deutschen Reichs.

Der Frieden von Preßburg war geschlossen und hatte Oesterreich seiner schönsten Provinzen beraubt.

Das Schutz- und Trutzbündniß zwischen Preußen und Frankreich war unterzeichnet und hatte Preußen des Fürstenthums Cleve und Berg und des Fürstenthums Neufchatel beraubt.

Deutschland hätte also im Beginn des Jahres 1806 wohl Grund gehabt zur Trauer und zur Wehklage, denn seine Fürsten waren gedemüthigt und in den Staub getreten, seine Völker trugen mit ihren Fürsten die Schmach der Erniedrigung und der Abhängigkeit!

Aber Deutschland schien doch freudenvoll und glücklich und überall feierte man Feste, — Feste zu Ehren des Kaisers Napoleon und seiner Familie, Feste der Liebe und des Glückes!

Nach dem Siege, den Napoleon bei Austerlitz über die beiden Kaiser errungen, nach dem Frieden von Preßburg und dem Bündniß mit Preußen, schien jetzt alle Gelegenheit eines Krieges mit Deutschland beendet und Napoleon legte sein Schwert aus der Hand, um im Schooße seiner Familie auszuruhen auf seinen Lorbeeren, und statt der Staaten Ehen zu stiften, Ehen, welche das Band der Liebe und Freundschaft zwischen Frankreich und Deutschland immer fester zu knüpfen und ganz Deutschland zum ergebenen Schwiegersohn und Vasallen vom Kaiser von Frankreich machen sollten!

In München erklangen sie zuerst, die Hochzeitsglocken, welche Napoleon zum Schwiegervater eines deutschen Fürstenhauses machten. In München vermählte sich zu Anfang des Jahres 1806 Eugène Beauharnais, Napoleons Adoptiv-Sohn der schönen, und edlen Prinzessin Amalie von Baiern, der Tochter des Churfürsten Maximilian, der sich jetzt durch die Gnade Napoleons zum König von Baiern erhoben sah, wie Eugène sich durch die Gnade Napoleons Vicekönig von Italien nennen durfte.

Ganz Baiern jubelte vor Entzücken über dieses neue, beglückende Band, welches das deutsche Land mit

Frankreich vereinte, ganz Baiern fühlte sich geehrt und glücklich dadurch, daß der Kaiser Napoleon mit seiner Gemahlin Josephine selber nach München kam, um den Hochzeitsfeierlichkeiten beizuwohnen. Feste folgten sich in München auf Feste, man sah da nur glückliche Gesichter, man hörte Jubeln und Lachen und fröhliche Scherze, und wenn Napoleon nur durch die Straßen daher kam, oder sich auf dem Balcon des Schlosses zeigte, so empfing ihn unermeßlicher Jubel des Volks, und es schwenkte jauchzend seine Hüte empor zu dem Kaiser, nicht eingedenk, wie viel Blut und wie viel Thränen er jetzt eben wieder einem deutschen Lande gekostet habe.

Die Hochzeitsglocken waren kaum in München verstummt, so begannen sie in Carlsruhe zu läuten, denn wieder wollte sich Napoleon zum Schwiegervater eines deutschen Fürstenhauses machen und die Nichte Josephinens, Stephanie von Beauharnais, welche auch der Kaiser zu seiner Adoptivtochter erhob, vermählte sich dem Churfürsten von Baden, der jetzt durch die Gnade Napoleons zum Großherzog von Baden sich erhoben sah.

Und in dieses doppelte Hochzeitsgeläute, das in München und Carlsruhe ertönte, mischten sich bald die Feier- und Festglocken, welche Deutschland das

Entstehen eines neuen Fürstenhauses in Deutschlands Grenzen verkündeten und den Schwager des Kaisers von Frankreich zum Herrn und Herrscher eines deutschen Landes erhoben. Diese Feierglocken ertönten in Cleve und Berg und huldigten dem neuen Herrscher Joachim Murat, der durch die Gnade Napoleons zum Großherzog von Berg erhoben worden. Preußen und Baiern hatten das Zeug liefern müssen zu diesem neuen Fürstenmantel, Preußen hatte die größere Hälfte, das Herzogthum Cleve, gegeben, und Baiern hatte, dankbar für so viel empfangene Huld, demselben noch das Fürstenthum Cleve hinzugefügt, so daß aus diesen zwei deutschen Landen sich wohl ein Großherzogthum für den Sohn des französischen Gastwirths, für Joachim Murat, den Schwager des französischen Kaisers, aufrichten ließ.

Und als die Freudenklänge in München, Carlsruhe und dem neuen Großherzogthum Berg im Verklingen waren, da rauschten und jubelten sie schon wieder in Stuttgart auf, denn dort feierte man die Verlobung Jerome's, des jüngsten Bruders Napoleons, mit einer Tochter des Churfürsten von Würtemberg, der jetzt durch die Gnade Napoleons zum König von Würtemberg erhoben war. Freilich trug Jerome, der

Bruder des Kaisers, noch keine Krone, freilich war dieser jüngste Sohn des Advocaten von Corsika bis jetzt weiter nichts als „kaiserlicher Prinz von Frankreich," aber sein königlicher Schwiegervater von Würtemberg hegte dennoch zu seinem Bruder Napoleon die frohe Zuversicht, daß er dem Mann seiner Tochter eine standesgemäße Mitgift geben und ihm irgend eine vacante oder neugeschaffene Krone auf das Haupt setzen werde. Hatte doch Napoleon so eben erst seinen ältern Bruder Joseph mit einer solchen ausgestattet und ihn zum König von Neapel erhoben, nachdem er feierlich vor ganz Europa in einem Manifest erklärt hatte: „Die Dynastie von Neapel habe aufgehört zu regieren und das schönste Land der Erde solle endlich befreit werden von dem Joch der treulosesten Menschen." — Und treu seinem Wort hatte Napoleon die Dynastie von Neapel gestürzt, den König Ferdinand und die Königin Caroline vertrieben und seinen Bruder Joseph auf den Thron von Neapel erhoben.*)

---

*) Napoleon belohnte seine Kriegsgefährten und Minister mit Herzogthümern, die er für sie in Italien schuf, und deren reiche Einkünfte ihnen zufielen. So ward Marmont Herzog von Ragusa, Mortier, Herzog von Treviso, Bessières, Herzog von Istrien, Savary, Herzog von Rovigo, Lannes, Herzog von Montebello,

Der König von Würtemberg zagte also nicht, er war gewiß, daß Napoleon auch für seinen Bruder Jerome irgendwo eine passende Königskrone entdecken und der Tochter des ältesten deutschen Fürstenhauses eine der Ehre ihres Hauses würdige Stellung geben würde.

Aber nicht bloß in Deutschland erklangen die Festesglocken der Freude, sie tönten auch herüber von den Grenzen Hollands, das jetzt durch die Gnade Napoleons zu einem Königreich erhoben worden, und dem wiederum durch die Gnade Napoleons ein König geschenkt worden in der Person Ludwig's, eines zweiten Bruders des Kaisers von Frankreich; sie tönten auch herüber von Italien, wo in diesem kronenreichen und glücklichen Jahr 1806 an einem Tage, am 30. März 1806, plötzlich zwölf Herzogthümer aus dem Erdboden hervorwuchsen und den Freunden und Kriegsgefährten zwölf Herzogskronen auf das Haupt setzten.

Das Jahr 1806 war also ein gesegnetes und glückliches Jahr; überall Freude und Glück, und Napoleon der Schöpfer aller dieser Herrlichkeit!

Bernadotte, Herzog von Pontecorvo, Talleyrand, Herzog von Benevent, Fouché Herzog von Otranto, Maret, Herzog von Bassano, Soult, Herzog von Dalmatien, Berthier, Herzog von Neufchatel, Duroc, Herzog von Friaul. ꝛc.

Und dennoch gab es im deutschen Reich eine Stadt, die, trotz aller dieser neuen Herrlichkeit und Feste, ein ernstes und düsteres Ansehen sich bewahrte, die gar nicht Theil zu nehmen schien an der allgemeinen Freude, sondern in trüber aschgrauer Stille so weiter lebte, wie sie schon seit Jahrhunderten gelebt hatte!

Diese Stadt war das uralte Regensburg, der Sitz des deutschen Reichstages, und jetzt das Eigenthum und die Residenz des Reichserzkanzlers von Deutschland, Freiherrn von Dalberg.

Seit Jahrhunderten hatte Regensburg die stolze Ehre genossen, daß in seinem großen alterthümlichen Rathhause die Gesandten aller deutschen Staaten sich versammelten, um über das Wohl Deutschlands sich zu berathen. Aus den hohen Bogenfenstern des großen Sitzungssaales flatterten die neugeschaffenen Gesetze durch ganz Deutschland hin, und was die Herren zu Regensburg geschaffen, das mußte ganz Deutschland willig hinnehmen, und dem mußten die Fürsten und die Völker sich beugen.

Und wie vor hundert und aberhundert Jahren, tagten sie auch jetzt noch immer zu Regensburg, die Gesandten vom Kaiser und den Königen, von den Herzögen, Churfürsten, freien Städten und den Reichs=

gräflichen und Freiherrlichen Standesherren Deutschlands. Im alten Rathhaussaal saßen sie täglich beisammen, die Länder Oesterreich, Preußen, Baiern, Hannover, Würtemberg, Baden, Hessen, Darmstadt, Meklenburg, Braunschweig, und wie sie sonst noch alle heißen mochten die einzelnen Glieder des großen deutschen Reichs.

Sie saßen beisammen, — aber sie beriethen nicht mehr, sondern sie riethen, — sie riethen, welches wohl das Loos Deutschlands sein werde, wie lange sie wohl noch hier sitzen würden in trüber Unthätigkeit, und wann es dem neuen Beschützer Deutschlands, dem Kaiser von Frankreich, wohl endlich gefallen werde, sich ihrer zu erinnern, und ihnen zuzurufen: „geht nach Hause, Ihr Herren, denn Eure Zeit ist um. Der deutsche Reichstag hat aufgehört zu existiren, und ich will Deutschland befreien von dieser Last."

Aber sowohl der Kaiser von Frankreich, als auch die deutschen Fürsten schienen gar nicht mehr eingedenk zu sein des deutschen Reichstages, der zu Regensburg im uralten Rathhaus tagte, und der sonst alle Verträge, alle Friedensschlüsse, alle Gebietsabtretungen und Veränderungen durch seine Zustimmung hatte sanc-

tioniren müssen, damit sie Anerkennung finden und zu Recht beständen im deutschen Reich.

Jetzt hatte der Kaiser von Deutschland es nicht einmal für nöthig erachtet, dem deutschen Reichstag zu Regensburg den mit Napoleon abgeschlossenen Preßburger Frieden zur Sanction vorzulegen, sondern er hatte sich begnügt, dem Reichstag anzuzeigen, daß dieser Frieden geschlossen sei. Ebenso hatten desselben Tages die Gesandten von Baiern und Würtemberg sich von ihren Lehnsesseln erhoben, um dem Reichstag anzuzeigen, daß sie jetzt nicht mehr die Vertreter von Churfürsten, sondern von Königen seien, denn Baiern und Würtemberg hätten mit Zustimmung des Kaisers von Frankreich den Königstitel angenommen; und als diese Beiden schwiegen, erhob sich der Gesandte des Churfürsten von Baden, um zu erklären, daß auch er nicht mehr ein Churfürstenthum, sondern ein Großherzogthum vertrete, denn der Churfürst von Baden habe mit Zustimmung des Kaisers von Frankreich den Titel eines Großherzogs angenommen!

Der tagende Reichstag hatte diese Benachrichtigungen ohne Widerspruch schweigend entgegen genommen; er hatte auch geschwiegen, als einige Tage später der französische Gesandte Bacher im Rathhaussaal erschien,

und die Anzeige machte, daß Murat als Herzog von Cleve und Berg in den deutschen Reichsverband eintrete. Nur ganz leise und in der Stille hatte Jeder sich gefragt, wie es denn komme, daß das neue Reichsmitglied nicht sich beeile von seinen Rechten Gebrauch zu machen, und am Reichstag zu Regensburg Sitz und Stimme einzunehmen?

Der Reichtstag, wie gesagt, schwieg zu allen diesen Dingen, und warum hätte er sprechen sollen? Was half es ihm, wer achtete noch auf seine Stimme, wer beugte sich noch vor seinem Namen?

Nur zum Schein, nur um leise miteinander sich zu berathen über ihr eigenes Mißgeschick, über ihre Ohnmacht und Schwäche, kamen die Gesandten der deutschen Fürsten und Städte noch zusammen, und statt, wie sonst, Deutschland Gesetze zu geben, theilten sie einander ihre Vermuthungen mit, über das Loos, welches Deutschland und dem deutschen Reichstag zu Regensburg aufbehalten sein möchte.

Auch heute wieder waren die Herren im großen Rathssaal versammelt, und all die deutschen Länder, welche da draußen sich einander befehdeten und zankten, welche neidisch sich bewachten und beobachteten, alle die deutschen Länder saßen hier friedlich beisammen

um den großen grünen Tisch, und plauderten mit einander über das, was da draußen geschehen sei im deutschen Reich, und was ferner wohl noch geschehen werde.

Haben Sie schon die neuen Flugschriften gelesen, welche jetzt so viel Aufsehen machen? fragte Preußen das neben ihm sitzende Sachsen.

Nein, ich lese niemals Flugschriften, erwiderte Sachsen.

Diese aber sind der Mühe werth zu lesen, sagte Preußen lächelnd. Denn es ist darin eine abgeschmackte Idee mit großer Beredtsamkeit und Begeisterung behandelt. Denken Sie nur, es wird darin alles Ernstes der Vorschlag gemacht, es möge sich das deutsche Reich jetzt, da Oesterreichs Macht gebrochen sei, unter den Schutz Baierns begeben, und den neugebackenen Baiernkönig zum Oberhaupt Deutschlands annehmen.

Der Einfall ist so übel nicht, sagte Sachsen lächelnd, Baiern ist eins der ältesten Fürstenhäuser Deutschland's, und jetzt doppelt mächtig, da es der Freundschaft und Gunst des Kaisers von Frankreich sich rühmen kann. Der Kaiser Napoleon möchte am Ende nichts dagegen einzuwenden haben, wenn Baiern zum deutschen Kaiser ausgerufen würde.

Nicht doch, flüsterte Braunschweig, Sachsens Nachbar zur Linken, ich habe gestern neue authentische Nachrichten erhalten. Der Kaiser Napoleon will das römisch deutsche Kaiserthum des Mittelalters völlig wiederherstellen, und er selber will für Deutschland die deutsche Kaiserwürde annehmen.*)

Wie? rief Hessen, welches die halblauten Worte gehört hatte. Der Kaiser Napoleon will sich zum Kaiser von Deutschland machen? Und in seiner Ueberraschung hatte Hessen so laut gesprochen, daß der ganze Reichstag seine Worte vernommen hatte, und jetzt wiederholte man hier und dort staunend, verwundert diese Frage, und alle Gesichter wurden ernst und feierlich.

Sie können glauben, es ist so, sagte Baiern ziemlich vernehmlich, es stehen uns wichtige Veränderungen bevor, und ich weiß aus bester Quelle, daß der Minister Talleyrand neulich ganz laut und bestimmt gesagt hat: bis gegen Ende dieses Monats werde das Schicksal des deutschen Reichs bestimmt entschieden sein.**)

---

*) Häusser: Deutsche Geschichte. II. 721.
**) Ebendaselbst. S. 723.

Und wir schreiben heute schon den drei und zwanzigsten Mai, sagte Oldenburg sinnend, wir können also der Entscheidung stündlich entgegen sehen.

Ja, das können wir, rief Würzburg, ich weiß gewiß, daß man in Paris schon mit der Ausarbeitung einer neuen Verfassung für Deutschland beschäftigt ist!

Vielleicht wäre es gut, sagte sein Nachbar, wenn auch wir uns damit beschäftigten, eine neue Verfassung für Deutschland auszuarbeiten, und sie dann dem Minister Talleyrand zusenden, da wir jedenfalls doch die Gewohnheiten und Bedürfnisse des Deutschen Reichs besser kennen, als die französischen Staatsmänner. Wir sollten uns hierüber mit dem Erzkanzler von Dalberg berathen. Aber wo ist Se. Churfürstliche Gnaden? Wo ist Dalberg?

Ja, es ist wahr, der Reichserzkanzler ist noch nicht erschienen, rief Oldenburg verwundert. Wo mag er sein? Wo ist Dalberg?

Und leise flüsternd rauschte jetzt die Frage von Mund zu Mund: wo ist Dalberg?

Einst in den schönen und großen Zeiten des Deutschen Reiches war es der Deutsche Kaiser gewesen, welcher allemal beim Beginn des Reichstages mit lauter Stimme gefragt hatte: „ist kein Dalberg da?“

Und auf seine Frage waren die Dalberg's hervorgetreten, und hatten sich um den Thron des Kaisers gestellt, immer bereit Großes zu unternehmen, Kühnes auszuführen.

Jetzt war es nicht der Kaiser, welcher seinen Dalberg rief, sondern der Reichstag, welcher seinen Namen flüsterte.

Und es schien, als habe der Gerufene dieses Geflüster vernommen, denn die hohen Pforten des alten Rathhaussaales öffneten sich, und der Reichserzkanzler Freiherr von Dalberg trat ein.

Im vollen Ornat seiner Würde schritt er in den Saal, und näherte sich seinem Sitz am grünen Tisch. Aber statt sich auf dem hochlehnigen, geschnitzten Lehnstuhl niederzulassen, blieb er stehen, und ließ seine Augen begrüßend an all diesen ernsten, trüben Gesichtern, welche ihm zugewandt waren, vorüber gleiten.

Ich bitte den erhabenen Reichstag, mir zu erlauben, daß ich ihm eine Mittheilung machen darf, sagte der Reichserzkanzler mit einer leichten Verneigung gegen die Versammlung.

Die ernsten Gesichter des Reichstags nickten Gewährung und Dalberg fuhr mit erhöheter Stimme fort: Ich habe dem Reichstag zu eröffnen, daß, da

ich mein Alter herannahen, und meine Kräfte schwinden fühle, ich es zum Wohl Deutschlands und meiner Person unerläßlich erachtet habe, mir schon jetzt bei meinen Lebzeiten einen Nachfolger und meinem nahenden Alter einen Mitregenten zu erwählen. Nachdem ich lange unter den Edlen und Würdigen, welche in so reicher Zahl mich umgeben, mich umgeschaut, habe ich endlich meine Wahl getroffen, und meine durch die Zeitumstände gerechtfertigte Entschließung gefaßt. Der Nachfolger, den ich mir erwähle, ist ein edler und würdiger Mann, dessen Geschlechtsvorfahren sich schon zeitig im funfzehnten und sechszehnten Jahrhundert in öffentlichen Diensten Deutscher Lande ausgezeichnet haben.*) Es ist der Erzbischof und Cardinal Fesch, der Oheim des Kaisers von Frankreich.

Eine lange peinliche Stille trat ein; wie erstarrt vor Schreck und Ueberraschung blickten die Reichstagsmitglieder hin auf diesen Mann, der, selber ein deutscher Fürst, es wagte, dem deutschen Reichstag zu erklären, er habe einen Fremden, einen Ausländer gerufen, um mit ihm die hohe Würde eines ersten

---

*) Des Reichserzkanzlers von Dalberg eigene Worte. Häusser: II. 725.

deutschen Churfürsten zu theilen, und nach seinem Tode sie zu erben.

Vielleicht las Dalberg in den düstern Mienen der Herren die Gedanken, die sie nicht auszusprechen wagten, denn er beeilte sich, dem Reichstag seine Rechtfertigungsgründe über die getroffene Wahl mitzutheilen. Er sagte ihnen, er habe so gehandelt, nicht in seinem eigenen Interesse, sondern um die bedrohete Reichsverfassung zu erhalten und sie unter Napoleon's mächtigen Schutz zu stellen. Er theilte ihnen alsdann freudevoll mit, daß der Kaiser der Franzosen bereits die Wahl seines Oheims, des Cardinals Fesch, gebilligt habe, und daß der Kaiser ihm außerdem versprochen habe, er werde sich mit der Neugestaltung und Reorganisation des Deutschen Reichs selber beschäftigen, und demselben allzeit seinen Schutz gewähren.

Die Reichstagsmitglieder hatten ihm schweigend zugehört, ihre Mienen waren immer düsterer, immer mißvergnügter geworden, und als der Churfürst schwieg, ward auch nicht Eine Stimme gehört, welche ihm den Dank votirt hätte, den Dalberg zum Schluß seiner Rede von seinen Mitständen für seine Wahl beantragte, sondern nur ein tiefes unheilsvolles Schweigen folgte seiner Rede.

Dieses Schweigen war indeß die einzige officielle Demonstration, welche der deutsche Reichstag gegen die Wahl des Cardinals Fesch zum dereinstigen Reichserzkanzler von Deutschland zu unternehmen wagte, und dieses Schweigen hinderte das unerhörte Ereigniß nicht! Ein Fremder, der nicht einmal der deutschen Sprache mächtig war, ward also jetzt Coadjutor des Reichserzkanzlers von Deutschland, ein Ausländer ward Decan des deutschen Churfürstenrathes, ein Ausländer sollte die Siegel des Reiches in Händen haben, die Gesetze des Reiches bewahren, die Kaiserwahlen und die Reichstage leiten! Und dieser Ausländer war der Oheim des Kaisers der Franzosen, des Welteroberers! Aber der deutsche Reichstag schwieg und duldete weiter. Immer drohendere Wolken stiegen am Horizont Deutschland's empor, — der Reichstag tagte ruhig, still und unhörbar weiter im Rathhaussaal zu Regensburg!

Immer lauter ertönte das Wort: der Kaiser von Frankreich will dem Deutschen Reich eine neue Gestaltung geben, und der Kaiser von Deutschland hat in dem Frieden von Preßburg sich verpflichtet, dieser Neugestaltung keinen Widerstand entgegen zu setzen!

Der Reichstag achtete nicht auf dieses Wort, — er tagte und schwieg ruhig weiter!

Er tagte weiter, indeß die kleineren deutschen Fürsten, deren Gesandte in Regensburg saßen, in Person nach Paris eilten, um dort im Vorzimmer des Kaisers und des Ministers Talleyrand als demüthige Bittsteller zu erscheinen, und um die Gunst des französischen Kaisers und seines Ministers zu buhlen. Diese Gunst sollte ihnen Kronen und Länder verleihen, diese Gunst sollte sie mächtig machen und stark, sie sollte ihnen eine glänzende Stellung bereiten. Denn Talleyrand hatte es heimlich Jedem von ihnen in's Ohr geflüstert: „Diejenigen, welche sich gegen die Pläne des Kaisers auflehnen und seine Gunst nicht annehmen, seine Pläne nicht unterstützen wollen, werden mediatisirt werden!“ — Jeder von diesen kleinen deutschen Fürsten hoffte daher, daß die Andern mediatisirt werden würden, und daß Er das Land seines Nachbars als Beute davon tragen würde. Jeder war also beeifert, für sich selber seine Ergebenheit in den Willen des Kaisers zu betheuern, und für sich selber durch Schmeicheleien, Bestechungen und demüthiges Flehen so viel Vortheile zu erlangen, als irgend möglich sei. Es schien, als ob zu Paris in den Vorzimmern des Kaisers und seines Ministers Talleyrand eine Marktbude eröffnet sie, in der man um deutsches Land und deutsche Kronen

Würfel spielte, oder sie verschacherte in einer Auction, wo derjenige am Meisten erhielt, welcher am Meisten bot!*)

Der Reichstag hörte wie aus weiter unermeßlicher Ferne von allen diesen Dingen, und er tagte ruhig weiter.

Er tagte, und wartete.

Und endlich am ersten August 1806 öffneten sich die hohen Pforten des Rathhaussaales, in welchem die Abgesandten des deutschen Reichs versammelt waren, und der Abgesandte des französischen Kaisers erschien in ihrer Mitte, und trat mit feierlichem Ernst heran

---

*) Die Bestechungen, welche man anwandte, um sich die hohen Beamten des französischen Kaiserreichs geneigt zu machen, um durch sie vor der Mediatisirung bewahrt zu werden, und möglichst viel Zusatz an Macht und Land zu erlangen, waren ungeheuer. Die Trinkgelder und diplomatischen Geschenke wurden nicht einmal in's Geheim ausgetheilt, sondern ganz öffentlich, wie Börsengeschäfte, betrieb man diese Sachen. Jedermann wußte, daß einer der französischen Minister sich von dem Fürsten von Salm-Kyrburg um einen ungeheuren Preis zweimalhunderttausend Flaschen Champagner hatte abkaufen lassen, daß Labesnardière, der erste Beamte in Talleyrand's Ministerium, von Hessen-Darmstadt eine halbe Million Franken erhalten habe, und daß der Herzog von Mecklenburg ihm einhundert und zwanzig tausend Friedrichsd'or zugesichert habe, wenn ihm seine Selbstständigkeit erhalten bleibe. Siehe: Montgaillard Histoire de France. Vol. X. 115.

zu dem grünen Tisch, auf welchem bis dahin nur Deutschland, ein Recht gehabt seine Noten und Erklärungen niederzulegen, und an welchem bis jetzt nur der deutsche Reichstag für Deutschland Gesetze geschrieben hatte.

Der französische Abgesandte Bacher aber kam, dem deutschen Reichstag ein neues Gesetz aufzudringen. Das Gesetz des französischen Kaisers!

Mit feierlicher Stimme sprach der Bote des französischen Kaisers zum deutschen Reichstag, und die weiten Hallen des Rathhaussaales zu Regensburg tönten wieder von dieser lauten gebieterischen Stimme des Fremden, der die Geister begrabener Jahrhunderte zu wecken schien, daß sie sich aus ihrem Grabe erhoben, und wie eine graue Nebelwolke sich schützend ausbreiteten über dem bedroheten Reichstag.

„Die deutsche Verfassung, sagte der Abgesandte Frankreichs, die deutsche Verfassung ist nur noch ein Schatten; der Reichstag hat aufgehört einen eigenen Willen zu haben, Se. Majestät der Kaiser von Frankreich und König von Italien ist daher genöthigt, die Existenz dieser deutschen Verfassung nicht mehr anzuerkennen; es wird unter seinem Schutz ein neuer Bund deutscher Fürsten sich bilden, und Se. Majestät wird

den Titel als Protector des Rheinbundes annehmen. Um den Frieden zu erhalten, hat er früher erklärt, daß er niemals die Grenzen Frankreichs bis über den Rhein hinausschieben wollte, und er hat getreulich Wort gehalten.“*)

Und nachdem Bacher also gesprochen, erhoben sich in den Reihen des Reichstags sechszehn Herren von ihren Sitzen, zwölf Fürsten und vier Churfürsten. Der erste der deutschen Churfürsten, der Reichserzkanzler Carl Theodor von Dalberg, war ihr Sprecher, und im Namen seiner funfzehn Genossen erklärte er dem Reichstag ihre Absichten und Meinungen.

„Die letzten drei Kriege haben es bewiesen, rief er, daß der deutsche Reichsverband verfault und vernichtet ist, deshalb wollen wir deutsche Fürsten des Südens und Westens von Deutschland auf die Zusammengehörigkeit mit einer Verfassung, die aufgehört zu sein, verzichten, und uns der Protection des Kaisers der Franzosen versichern, dem das Wohl und das Gedeihen des deutschen Reichs innig am Herzen liegt. Wir haben unter uns einen Bund gebildet, und der Kaiser der Franzosen wird das Haupt und der Beschützer

---

*) Mémoires d'un homme d'état. IX. 160.

dieſes Bundes ſein, der ſich der Rheinbund nennt. Feierlich und für alle Zeiten ſagen wir Fürſten des deutſchen Rheinbundes uns los von dem deutſchen Reich und dem deutſchen Reichstag, Niemand mehr als Herrn und Beſchützer anerkennend als den Kaiſer der Franzoſen."

Ja, wir ſagen uns los vom deutſchen Reich und vom deutſchen Reichstag, riefen die ſechszehn Fürſten wie mit Einem Athem und mit Einem Munde. Wir ſagen uns los von ihm für ewig und für alle Zeiten!

Und mit lautem Geräuſch ſchoben ſie die hochlehnigen Armſtühle bei Seite, auf denen die Vertreter ihrer Lande ſeit Jahrhunderten geſeſſen, und ſchritten in feierlichem Zug, unter Vortritt des Reichserzkanzlers, hinaus aus dem Rathhausſaal.*)

In tiefem Schweigen ſchauten die zurückbleibenden Reichstagsmitglieder ihnen nach, und wie die Thür hinter den Enteilenden, hinter den Fürſten des Rheinbundes, ſich dröhnend ſchloß, da war es als ginge ein

---

*) Die Mitglieder des Rheinbundes waren: Baiern, Würtemberg, Baden, der Erzkanzler mit ſeinem Gebiet, Berg, Heſſen-Darmſtadt, Naſſau-Weilburg, Naſſau-Uſingen, Hohenzollern-Hechingen, Hohenzollern-Sigmaringen, Salm-Salm, Salm-Kyrburg, Iſenburg, Aremberg, Liechtenſtein und die Grafſchaft von der Leyen.

Rauschen und Flüstern durch den alten Sitzungssaal, und als vernähme man von den Wänden her, wo die alten Kaiserbilder hingen, leises Seufzen und Wehklagen.

Den zurückgebliebenen Reichstagsmitgliedern ward es unheimlich zu Muthe, es graute ihnen vor den sechszehn leeren Stühlen, sie erhoben sich still von ihren Sitzen, und verließen mit eiligen Schritten den Saal.

Aber am andern Tage hielt der deutsche Reichstag doch wieder Sitzung. Man wollte jetzt gleichwohl überlegen und berathschlagen, was zu thun sei, und wie der deutsche Reichstag sich zu benehmen habe bei der Desertion von sechszehn seiner Mitglieder!

Und sie überlegten und berathschlagten sechs Tage lang, ohne zu einem Entschluß zu gelangen. Aber am sechsten Tage ward ihren Berathschlagungen ein Ende gemacht.

Am sechsten August erschien im alten Rathhaussaal zu Regensburg, wo eben wieder der Reichstag Sitzung hielt, ein besonderer Abgesandter des Kaisers von Deutschland.

Er trat zu dem grünen Tisch und grüßte die kleine verwaisete Reichstags-Versammlung, und ein großes,

mit dem kaiserlichen Handsiegel versehenes Schreiben hervorziehend, sagte er laut und feierlich: Im Namen des Kaisers!

Und die Reichstagsmitglieder erhoben sich von ihren Sitzen, um ehrerbietig die Botschaft des Kaisers zu empfangen, die Botschaft, die er in einem eigenhändigen Schreiben dem deutschen Reichstag kund thun wollte. Mit der Vorlesung dieses Schreibens hatte er seinen Gesandten beauftragt, und mit erhobener Stimme las dieser jetzt:

„Da Wir Uns von der Unmöglichkeit überzeugt haben, länger Unsere kaiserlichen Rechte auszuüben, erachten Wir es für Unsere Pflicht, einer Krone zu entsagen, die für Uns nur so lange Werth hatte, als Wir des Vertrauens der Churfürsten, Fürsten und der andern Standesherren und Staaten des deutschen Reichs Uns erfreuten, und als Wir die Pflichten, welche sie Uns auferlegten, erfüllen konnten. Deshalb müssen Wir jetzt durch diese Acte feierlich erklären, daß Wir, da Wir die Bande, welche Uns an das deutsche Reich fesselten, durch den Rheinbund als zerrissen betrachten müssen, die deutsche Kaiserkrone hiermit abdanken; zu gleicher Zeit entbinden Wir durch Dieses die Chur-

fürsten, Fürsten und Staaten, so wie die Mitglieder des obersten Tribunals und anderer Magistrate der Pflichten, welche sie mit Uns als dem gesetzlichen Haupt des Reichs vereinigten. Solches unterzeichnen Wir unter Hinzufügung Unserer eigenhändigen Unterschrift. Franz der Zweite, Kaiser von Oesterreich, und der österreichischen Erblande Herr."*)

Ein langes, fürchterliches Schweigen folgte dieser Vorlesung, mit welcher das alte tausendjährige Reich Karls des Großen zu Grabe getragen ward, mit welcher das deutsche Reich aufhörte zu existiren!

Dann erhoben sich die deutschen Reichstagsmitglieder von ihren Sitzen, stumm und scheu, wie Nachteulen, die ein unvermutheter Lichtstrahl aus ihren dunkeln Verstecken aufgeschreckt hat. Stumm und scheu flatterten sie hinaus aus dem alten Rathhaussaal zu Regensburg, und als die Thür hinter ihnen in's Schloß fiel, war das deutsche Reich begraben, und der Sargdeckel darüber hingefallen!

Stumm und scheu eilten die letzten Nachteulen des deutschen gestorbenen Reichs dort aus dem Rathhaus-

---

*) Historisch. Siehe: Mémoires d'un homme d'état. IX. 160.

saale zu Regensburg, wo die alten Kaiserbilder hinfort Wache hielten über dem Grabe des deutschen Reichs.

Wie sie hinaustraten auf den Marktplatz, fuhr eben ein Reisewagen an dem Rathhaus vorüber, und der Herr, welcher in demselben saß, lehnte sich lächelnd aus dem Schlag und grüßte freundlich und leutselig diese bleichen, ernsten und traurigen Gestalten, welche da aus dem Rathhause einherschwankten.

Dieser Herr war der Graf Clemens Metternich, welcher sich als Abgesandter des Kaisers von Oesterreich nach Paris begab, um dem Kaiser von Frankreich zu seinem Geburtstag die Glückwünsche des österreichischen Kaisers darzubringen.*)

Am sechsten August war das deutsche Reich gestorben und begraben!

Am funfzehnten August feierte der Kaiser der Franzosen sein Geburtstagsfest, und die Fürsten des deutschen Rheinbundes und der Kaiser von Oesterreich und der König von Preußen und alle die Fürsten des entschlafenen deutschen Reichs feierten ihn mit!

---

*) Historisch. Mémoires d'un homme d'état. IX. 162.

Napoleon hatte einen neuen Sieg errungen, einen Sieg, welcher ganz Deutschland zu seinen Füßen niederlegte!

Er hatte das deutsche Reich begraben, aber er stand über der erhabenen Leiche als ihr Gebieter und ihr Herr!

Achtes Buch.

Die Schlacht bei Jena.

I.

Der deutsche Buchhändler als Märtyrer.

Die Nacht war längst schon herein gebrochen; in den engen düstern Gassen der alten freien Reichsstadt Nürnberg war längst alles Geräusch verstummt, und alle Fenster der hohen Giebelhäuser waren dunkel. Nur da in dem untern Stockwerk jenes großen Hauses hinter der Sebalduskirche brannte noch ein einsames Licht, und der Nachtwächter, der eben mit seinem langen Horn und seiner eisernen Pike vorüberschritt, blickte neugierig durch die nur angelehnte Lade in das Fenster hinein.

Hm, sagte er leise vor sich hin, die arme Frau liegt auf ihren Knieen und betet und weint gewiß um ihren Mann! Hat über allem Weinen wohl gar nicht bemerkt, daß es schon Mitternacht ist. Will sie daran mahnen, damit sie hübsch schlafen geht!

Er stellte sich dem Hause gegenüber auf die Straße und stieß schmetternd in sein Horn, und sang dann mit schallender Stimme: „Hört, Ihr Herren, und laßt Euch sagen, die Glock' hat Zwölf geschlagen, ein Jeder bewahr' sein Feuer und Licht, daß dieser Stadt kein Schad' geschicht." — So, jetzt weiß sie's, murmelte der Nachtwächter dann leise vor sich hin, jetzt wird sie gewiß zu Bette gehen!

Und er ging schlendernden Schrittes die lange gewundene Straße hinunter, um an der nächsten Ecke seinen Gesang zu wiederholen. —

Er hatte indeß seinen Zweck erreicht; die junge Frau war bei seinem Lied aus ihrem Gebet aufgeschreckt, und hatte sich von ihren Knieen erhoben.

Schon Mitternacht! murmelte sie leise. Wieder ist ein Tag der Angst beendet, und ein neuer beginnt. Oh, ich wollt', ich könnte schlafen, immerfort schlafen, damit ich wenigstens nicht das Bewußtsein der Gefahren hätte, welche ihn bedrohen! Oh, mein Gott, mein Gott, beschütze meinen armen, geliebten Mann, erhalte seinen Kindern den Vater! — Und jetzt will ich schlafen gehen, fuhr sie nach einer Pause fort. Vielleicht ist Gott mir gnädig und gönnt mir einige Stunden der Ruhe!

Sie nahm den messingnen Leuchter, auf dem eine Wachskerze brannte, und ging langsam gebeugten Hauptes in das Nebengemach. Aber wie sie dasselbe betrat, ward ihr Antlitz ruhiger und heiterer, und ein sanftes Lächeln erhellte ihre lieblichen Züge als sie jetzt an das Bettchen trat, in welchem ihre beiden kleinen Mädchen, Arm in Arm, mit rosigen Wangen und halbgeöffneten Purpurlippen im ruhigen Schlummer lagen.

Gott erhalte Euch Euren Frieden und Eure Unschuld, flüsterte die junge Mutter, mit einem langen, zärtlichen Liebesblick auf die Kinder. Gott führe diese Wolke an Euch und an uns vorüber, ohne daß ihr den Donner rollen hört, und vom Blitz zerschmettert werdet! Gute Nacht, meine Kinder!

Sie nickte den Schlummernden lächelnd zu, und schlich dann leise zu ihrem Lager hin. Langsam und seufzend begann sie sich zu entkleiden, aber wie sie eben im Begriff war die silberne Schnalle ihres Kleidergürtels zu öffnen, hielt sie inne, und blickte lauschend nach dem Fenster hin.

Es war ihr gewesen, als habe sie an diesem Fenster, das nach dem hinter ihrem Hause belegenen Garten führte, leises Klopfen gehört, und als habe eine Stimme leise ihren Namen gerufen.

Richtig, das Geräusch erneuerte sich, und jetzt hörte sie die Stimme ganz deutlich sagen: Oeffne das Fenster, Anna!

Sie stürzte zu dem Fenster hin und riß es auf, bleich, athemlos, kaum ihrer Sinne mächtig.

Bist Du es, Palm? flüsterte sie hinaus.

Ich bin es! sagte eine leise männliche Stimme, und jetzt ward ein Arm sichtbar, welcher sich um das Fensterkreuz legte, jetzt hob sich rasch eine männliche Gestalt empor, schwang sich auf das Fensterkreuz und ließ sich alsdann vorsichtig in das Zimmer niedergleiten.

Gott sei Dank, daß ich wieder da bin, sagte er hochaufathmend, mir scheint alle Gefahr sei überstanden, wenn ich wieder hier in unserm stillen Hause bei Dir und den Kindern bin!

Nein, mein Geliebter, gerade hier droht Dir Gefahr, seufzte die junge Frau, in die geöffneten Arme des Gatten sinkend, und ihr Haupt an seine Brust lehnend. Mein Gott, warum kehrtest Du zurück?

Weil ich mich fern von Dir ängstigte, während ich hier bei Dir Muth fühle, der ganzen Welt zu trotzen, sagte ihr Gatte fast heiter, einen glühenden Kuß auf die Stirn seines jungen Weibes drückend.

Glaube mir, Anna, einem Manne fehlt überall der rechte Muth, wenn er sein Weib und seine Kinder in Gefahr glaubt. Ich bin seit sechs Tagen von Euch getrennt; nun, in diesen sechs Tagen, die ich ganz unangefochten und sicher in Erlangen lebte, habe ich nicht eine Minute ohne Herzklopfen hingebracht, nicht eine Minute geschlafen. Ich dachte immer an Euch, und zitterte für Euch!

Doch sind nicht wir bedroht, sondern Du allein, mein Geliebter, sagte die junge Frau seufzend. Unser Haus wird bewacht, glaube es mir! Ich habe französische Gensd'armen gesehen, welche drüben hinter den Pfeilern der Kirche versteckt standen, und stundenlang zu unserer Hausthür herüber starrten. Oh, wenn sie wüßten, daß Du hier bist, würden sie Dich noch in dieser Nacht verhaften!

Sie würden es nicht wagen! rief Palm laut. Noch gehören wir nicht zu Frankreich, obwohl dieser Herr Kaiser von Frankreich sich das Recht angemaßt hat, die alte freie Reichsstadt Nürnberg, als wäre sie nur ein aus unsern Fabriken hervorgegangenes Spielzeug, an Baiern zu verschenken. Noch sind wir Deutsche und kein französischer Gensd'arme hat das Recht in unsere deutschen Häuser einzudringen! Aber sieh, die

Kinder regen sich, die kleine Sophie schlägt die Augen auf. Welch ein Barbar ich bin, so laut zu sprechen und den Schlaf der Kinder nicht einmal zu schonen.

Er eilte zu dem Bettchen hin und sich über dasselbe neigend, nickte er lächelnd dem kleinen Mädchen, das ihn halb im Schlaf anstarrte, einen Gruß zu. Das Kind flüsterte leise: mein geliebter Vater, und schloß die Augen und schlief ruhig weiter.

Komm, Anna, flüsterte Palm, laß uns in Dein Zimmer gehen, damit wir die Kinder nicht stören!

Aber damit vielleicht die Späheraugen unserer Feinde Dich sehen können, sagte sein Weib angstvoll. Nein, laß uns hier bleiben, selbst wenn wir die kleinen Mädchen wecken sollen. Sie werden nicht weinen, sondern glücklich sein, ihren geliebten Vater wieder sehen zu können, und was wir sprechen, das verstehen sie nicht. Komm, setzen wir uns hier auf den kleinen Divan und erlaube, daß ich den Bettschirm davor stelle, dann bin ich sicher, daß Dich Niemand sehen kann!

Sie führte Palm zu dem kleinen Divan, der am äußersten Ende des Zimmers stand und schob mit leisen, geschäftigen Händen den Bettschirm davor.

So, sagte sie, sich an ihn schmiegend, jetzt sind

wir hier, wie in einer kleinen Zelle, wo nur das Auge Gottes uns finden kann! So lange wir in dieser Zelle sind, fürchte ich mich nicht.

Ich glaube, Du hast auch sonst nicht Ursache Dich zu fürchten, sagte Palm lächelnd. Wir gehen zu weit in unsern Befürchtungen, glaube mir das, und weil wir sehen, wie der Herr Bonaparte ganze Länder in die Tasche steckt, so denken wir, es wird ihm auch ganz leicht sein, einen ehrsamen Nürnberger Bürger und Buchhändler einzustecken. Aber das ist, unter uns gesagt, ein sehr hochmüthiger Gedanke und der Herr Bonaparte hat ganz andere Dinge zu thun, als sich um einen Buchhändler und seine Ballen zu kümmern. Denke doch nur, Kind, daß er eben erst den Rheinbund der deutschen Fürsten gebacken hat, und daß er jetzt, wie man sagt, im Begriff ist einen Krieg mit Preußen anzufangen, wie sollte er da Zeit haben, sich mit einem armen Buchhändler zu schaffen zu machen?

Denkst Du, wenn der Löwe seinem Feind entgegenzieht, um mit ihm zu kämpfen, so wird er die Wespe, die er auf seinem Wege findet, und die ihn in's Ohr gestochen, ungestraft lassen, weil er Größeres zu thun hat?

Ich habe ihn aber gar nicht gestochen, sagte Palm

lachend. Laß uns einmal ruhig überlegen, theuerste Anna, laß uns den ganzen Verlauf dieser Sache noch einmal überschauen und Du wirst sehen, daß ich in Wirklichkeit nichts zu fürchten habe, daß vielmehr nur die unselige Furcht, welche ganz Deutschland jetzt vor dem Herrn Bonaparte in den Gliedern steckt, dies ganze Schreckniß bereitet hat. Höre also nur zu und überlege ein wenig. Ich bekomme vor einigen Monaten durch die Post und von unbekannter Hand einen Ballen Drucksachen zugesandt, denen ein Brief beigefügt ist, welcher von einem Ungenannten die Bitte enthielt, die in dem Ballen befindlichen Exemplare einer Brochüre sogleich an alle deutschen Buchhandlungen zu versenden und für eine recht weite Verbreitung der Schrift zu sorgen. In dem Brief befand sich ein Wechsel auf tausend Gulden beigefügt, auf ein hiesiges großes Banquierhaus, ausgestellt von dem Banquier, Baron Franke in Wien. Diese tausend Gulden, sagte der Brief, sollten eine Entschädigung sein für meine Bemühungen und für den Eifer, mit dem ich, wie man von meiner Redlichkeit überzeugt sei, die weitere Verbreitung dieser Schrift besorgen werde.

Aber gerade dies Geheimnißvolle hätte Dich argwöhnisch machen sollen, mein Geliebter!

Weshalb? Sind wir Deutsche nicht in der unglücklichen Lage, daß wir jetzt unsere besten Gedanken und unsere heiligsten Empfindungen geheim halten müssen? Und soll daher nicht Jeder von uns bemüht sein, dieses Geheimhalten zu ehren und zu schützen, statt es zu verdächtigen?

Aber schon der Titel dieser Brochüre war gefährlich. „Deutschland in seiner tiefsten Erniedrigung." Du hättest wohl ahnen können, gegen wen diese Anklage sich richtete.

Gegen Deutschland glaubte ich, gegen unsere Erbärmlichkeit und Verzagtheit, gegen die Treulosigkeit unserer Fürsten, gegen die stumpfe passive Gleichgültigkeit unseres Volkes. Es ist wohl Zeit, daß Deutschland, welches wie ein Nachtwandler umherschwankt, durch ein mannhaftes Wort aus seinem Schlaf aufgeschreckt werde, damit es sich aufraffe und das Schwert nehme. Ich sah es an dem Titel, daß diese Broschüre ein solches Wort enthielt und ich durfte sie daher nicht zurückhalten. Es wäre ein Raub an Deutschland, ein Diebstahl an dem gewesen, der mir das Geld gesandt, und dem ich es nicht zurücksenden konnte, weil ich seinen Namen nicht kannte.

Du hättest an Dein Weib, an Deine Kinder denken sollen, seufzte Anna leise.

Ich dachte an Euch, sagte er weich, und deshalb las ich die Brochüre nicht, um mich nicht irre machen zu lassen in dem, was meine Pflicht war. Zuerst mußte ich meine Pflicht als Bürger und als Ehrenmann erfüllen, dann erst durfte ich an Euch und meine persönliche Sicherheit denken! Ich sende also zuerst einen Theil der Brochüre an die Stagesche Buchhandlung und bat sie für schnelle Verbreitung in ihren Geschäftskreisen zu sorgen.

Und Gott weiß, daß sie das gethan hat, seufzte Anna, und gleich Dir an dem Titel keinen Anstand genommen hat!

Sie that gleich mir ihre Pflicht und versandte die Brochüre an Bücherliebhaber zum Verkauf. Auf diese Weise kam sie an einen Landpfarrer, und das Unglück wollte, daß zwei französische Officiere bei ihm in Quartier lagen, welche Deutsch verstanden, die Brochüre also lasen, und bei ihrem Obristen davon Anzeige machten. Dieser suchte den Pfarrer auf und erfuhr von ihm, daß ihm die Stagesche Buchhandlung in Augsburg die Brochüre zugesendet habe. Man begab sich also nach Augsburg zu Stage.

Und dieser Mann war feig und treulos genug, Deinen Namen zu nennen, und Dich anzugeben als den, welcher ihm die Brochüre gesandt, rief Anna mit zornglühenden Blicken. Dein Freund, Dein Geschäfts=genosse verrieth Dich!

Ich hatte ihn nicht gebeten meinen Namen geheim zu halten, sagte Palm ernst, er war in seinem Recht, wenn er mich nannte, und ich mache es ihm nicht zum Vorwurf, daß er's that. Man zeigte mir an, daß der französische Gesandte in München mit bitterer Beschwerde meine Bestrafung verlangt habe, und da wir jetzt bairische Unterthanen sind, eilte ich selbst nach München, um mich zu vertheidigen.

Und während Du dort warst, kamen vier Fremde hierher, unterbrach ihn Anna. Sie fragten nach der Brochüre, drangen trotz meiner Gegenvorstellungen mit frechem Ungestüm in Deine Bücherhalle, durch=suchten Alles und entfernten sich erst, als sie sich über=zeugt hatten, daß kein Exemplar der unglücklichen Brochüre mehr vorhanden sei.

Das schriebst Du mir nach München und zu gleicher Zeit erfuhr ich, daß Stage in Augsburg verhaftet sei. In einem ersten Gefühl des Schreckens entfloh ich und eilte nach Erlangen, in das preußische Ge=

biet, wo mich die bairische und die französische Polizei nicht mehr erreichen kann. In Erlangen aber überlege ich, und ich gestehe Dir, ich schämte mich, daß ich geflohen war, statt mich offen und frei dem Verhör zu stellen. Meine Sehnsucht und Sorge zog mich zu Dir und so bestellte ich mir gestern Abend einen Wagen und fuhr heim zu meinem geliebten Weibe und zu meinen Kindern. Siehst Du, das ist der ganze einfache Hergang und nun sage selbst, was kann ich zu fürchten haben?

Alles, rief Anna schmerzlich, Alles, denn unsere französischen Tyrannen wagen Alles!

Aber wir leben zum Glück noch nicht unter französischem Scepter, rief Palm lebhaft, wir sind Deutsche und nur deutsche Gesetze haben für uns Gültigkeit!

Nein, sagte Anna traurig, wir sind nicht Deutsche, sondern Baiern, das heißt, die Bundesgenossen, die demüthigen Vasallen Frankreichs! Nicht der König von Baiern, sondern der Kaiser von Frankreich ist Herr über uns!

Nun, und wenn es so wäre, so weiß ich doch immer noch nicht, welches Verbrechens man mich anklagen wollte. Ich habe diese Schrift weder verfaßt, noch verlegt, ich bin ganz einfach nur der Colporteur derselben und kann daher nicht verantwortlich gemacht

werden für ihren Inhalt. Es ist möglich, daß man mich verhaftet, wie man es mit Stage gethan, daß man mich dadurch zwingen will, den, der mir die Brochüre gesandt, anzugeben, so wie Stage mich angegeben hat. Aber ich kann zum Glück beweisen, daß ich weder den Verfasser noch den Verleger kenne, denn ich habe das beste Zeugniß dafür, den Brief, den ich mit dem Ballen zugleich erhielt. Diesen Brief werde ich dem Gericht vorlegen und daran werden sie meine Unschuld erkennen. Was wird ihnen also weiter übrig bleiben, als mich zu verwarnen, künftig nicht Druckschriften, die mir anonym zugesandt werden, zu verbreiten und dann mich wieder frei zu lassen?

Aber wenn sie Dich nun nicht wieder frei lassen, mein Geliebter? rief seine Gattin, sich angstvoll an ihn schmiegend, wenn sie nun in ihrer Wuth, den eigentlichen Verbrecher nicht erlangen zu können, Dich als den ersten Verbreiter der Schrift festhalten und Dich strafen, als wärst Du der Verfasser derselben?

Oh, Du gehst zu weit, rief Palm lachend, Deine Phantasie malt Dir Schreckbilder vor, die in das Reich der Mährchen gehören. Noch leben wir in einem geordneten Staat, und wie groß auch der Einfluß Frankreichs immerhin sein mag, so gelten bei uns noch die

deutschen Gesetze, und da wir im vollen Frieden leben, kann ich nur nach diesen gerichtet werden. Sei also ohne Sorgen, mein geliebtes Weib! Das Schlimmste, was mich treffen kann, ist doch nur eine Trennung auf einige Tage, höchstens einige Wochen, wenn unsere Behörden wirklich in ihrer hundewedelnden Demuth gegen Bonaparte einen deutschen Bürger deshalb zur Rechenschaft ziehen sollten, weil er als Buchhändler eine Schrift verbreitet hat, wohl zu merken, eine deutsche, nur für Deutschland bestimmte Schrift, die vielleicht dem Herrn Kaiser der Franzosen nicht ganz so sehr schmeichelt, als wie unsere deutschen Fürsten und unsere deutschen Regierungen es thun!

Oh, mein Gott, mein Gott, jammerte Anna leise, diese Schrift ist also geradezu gegen Napoleon selber gerichtet?

Ja, gegen ihn, der seinen Fuß auf Deutschlands Nacken gesetzt und es in den Staub getreten hat, rief Palm, gegen ihn allein kann diese Schrift, welche „Deutschland in seiner tiefsten Erniedrigung" heißt, gerichtet sein. Oh, jetzt in diesen Tagen meiner Einsamkeit in Erlangen habe ich die Brochüre gelesen, und was auch geschehen möge, ich freue mich, daß ich es war, welcher sie verbreitet hat; denn es ist ein edler

deutscher Geist, der aus derselben spricht, und die Wahrheit ist es, welche in derselben die Geißel erhebt, um die Schuldigen zu treffen. Es ist eine mit glühenden und derben Farben aufgetragene Schilderung aller deutschen Lande und des Zustandes, in welchen Bonaparte's Willkürherrschaft sie versetzt hat. Höre nur diese Eine Stelle hier, und dann ermiß danach, ob diese Schrift Wahrheit enthält!

Er zog aus seiner Busentasche einige gedruckte Blätter hervor und schlug sie auf.

Du hast ein Exemplar dieser unseligen Schrift bei Dir? fragte Anna entsetzt. Oh, welche Unvorsichtigkeit. Wenn sie jetzt kämen, Dich zu verhaften, so würden sie einen neuen Beweis Deiner Schuld haben. Ich beschwöre Dich, mein Freund, mein Geliebter, wenn Du mich liebst, wenn Deine Kinder Dir am Herzen liegen, so sei vorsichtig und besonnen! Verbrenne diese fürchterlichen Blätter, damit sie nicht Zeugniß wider Dich ablegen. Bedenke, daß auch ich sterben würde vor Gram, wenn Dein Leben bedroht wäre, bedenke, daß unsere armen Kinder dann hülflose Waisen wären.

Oh, mein armes schüchternes Reh, sagte Palm gerührt, indem er die weinende junge Frau in seine

Arme schloß. Wie Dein treues unschuldiges Herz schlägt und hämmert, als hätte der grausame Jäger schon das Mordgewehr auf uns angelegt, und wir müßten ohne Rettung fallen. Beruhige Dich, Du Liebe, ich verspreche Dir auch Deinen Willen zu thun. Wir wollen die Schrift verbrennen. Vorher aber mußt Du wenigstens erfahren, welcher Geist und Sinn aus der Schrift spricht, für welche Dein armer Mann vielleicht einige Tage Gefängnißqual zu dulden haben wird. Höre nur! Hier ist von Baiern die Rede, und von den Bedrückungen, die es zu erdulden hat, seit wir in Freundschaft mit Frankreich leben, und wie es in der Brochüre heißt: „Seit sich Baiern zu einem Winter- und Kantonirungsquartier verdammt sieht, davon man seit dem dreißigjährigen Krieg kein Beispiel hat. Damals lebte der Oesterreicher unter Tilly und Wallenstein gerade so, wie jetzt der Franzose, und wenn sein Kaiser sich aus jenem Kriege nichts anmerkte, so hat er doch die damals übliche Unterhaltungsart eines Heeres genau copirt. Männer, denen aller Glaube beizumessen, haben als reine Wahrheit versichert, daß Frankreichs Oberhaupt, als ihm in München über die unerhörten Drangsale, worunter der bairische Einwohner seufze, die nachdrücklichsten Vor-

stellungen geschahen, mit kaltem Blut sagte: Das haben meine Leute nicht gethan. Es ist Krieg, man lasse mich in Ruhe und störe mich nicht in meinem Plan." Schon im December des vorigen Jahres, wird der Friede in Preßburg unterzeichnet, und von dem Augenblick an hat Oesterreich Hoffnung, seine Feinde los zu werden. Hätte Baiern nicht ein gegründeteres Recht, der Vortheile dieses Friedens zu genießen? Diese konnten keine andern sein, als daß das französische Heer abgeführt, und das Land ferneren Bedrückungen enthoben würde. Gerade das Gegentheil erfolgte. Die Franzosen ziehen sich aus den Staaten des deutschen Kaisers, um sich in Baiern festzusetzen, und hier bei Fressen und Saufen, ein durch lange Monate fortgesetztes Siegesfest mit dem Untergang aller Einwohner zu feiern. Wenn hier vom Untergange die Rede ist, so nehme man das Wort in strengster Bedeutung, und nicht als einen Ausdruck, der nur die Größe der Leiden, welche die Franzosen über den bairischen Staat herbeigeführt, angeben soll. Noch sind es nicht fünf Jahre, da ein feindliches Heer der nämlichen Nation in diesem Lande den Meister spielte. Und da zweifelt wohl Niemand, daß die damals den Einwohnern geschlagenen Wunden binnen dieser kurzen

Frist bei den wenigsten vernarben konnten. Der Landmann, des benöthigten Zugviehes entblößt, hatte kaum angefangen, sich wieder mit Pferden und Rindern zu versehen, als der, einem Einfall in allen Stücken gleiche Durchzug der Franzosen demselben diesen wichtigen Theil seiner Habe wieder entzog. Betrug, List, Gewalt boten einander hierin die Hände. Thränen und fußfälliges Bitten um Verschonung wurden mit Hohngelächter, oder mit Schlägen abgewiesen. Der Franzose gab sich den Namen eines Retters von Baiern. Wahrlich eine Rettung, jener ähnlich, da der Kranke, welchen dieser Arzt früher in's Grab geschickt hätte, unter der Hand des andern bloß eines langsamern Todes stirbt. Wenn irgend mit der Freundschaft ein Spott getrieben wurde, konnte er wohl bitterer sein, als dieser? Doch, es liegt ja in Napoleon's Plan, Deutschland so zu entkräften, daß ihm für jetzt und die entfernteste Zukunft von dieser Seite nichts zu befürchten steht. Er wählte dazu verschiedene sehr schickliche Wege. Fürstliche Häuser, deren Hoheit sich aus dem grauesten Alterthum herleitet, aus deren einem längst schon Kaiser und Könige hervorgingen, wurden mit der Familie Bonaparte's durch die engsten Bande des Blutes verknüpft, und schon steht Frankreichs Herrscher mit

Baden, Baiern, Schweden und Rußland in naher Verwandtschaft. Damit nicht zufrieden, bot er Baiern und Würtemberg die Krone an, wozu der deutsche Kaiser in dem letzten Frieden seine Einwilligung geben mußte. So hat nun Deutschland zwei Königreiche und —*)

Oh, ich beschwöre Dich, hör' auf, hör' auf, unterbrach Anna die Vorlesung ihres Gatten. Es ängstigt mich, Dich diese drohenden und zürnenden Worte nur sprechen zu hören, sie fallen auf mein Herz wie eine fürchterliche Anklage gegen Dich! Glaube es mir, mein Geliebter, wenn dieser stolze und ehrgeizige Kaiser Napoleon von dieser Schmähschrift hört, wenn man ihm den Inhalt derselben mittheilt, so bist Du verloren, und da er Niemand Anders hat, den er strafen könnte für diese Schrift, so wird er an Dir sich rächen!

Aber mich wird er auch nicht haben, sagte Palm lächelnd, denn ich werde mich wohl hüten, mich auf französisches Gebiet zu begeben, ich werde Nürnberg

---

*) Siehe: Deutschland in seiner tiefsten Erniedrigung 1806. Abgedruckt in: Der Volkswitz der Deutschen über den gestürzten Bonaparte. Stuttgart 1849. Bd. IV. S. 1—105.

nicht verlassen, und das ist, Gott sei Dank, deutsches Gebiet.

Aber die Grenzen Frankreichs liegen nahe bei uns, denn wo die Franzosen stehen, da ist Frankreich. Napoleon's Arm reicht weit hinaus über seine Grenzen, und wenn er Dich ergreifen will, so wird er es thun, trotz aller Grenzpfähle und aller deutschen Gesetze und Bürgerrechte.

Es liegt wahrhaftig etwas so Ueberzeugendes in Deiner Furcht, daß ich mich fast mit davon angesteckt fühlen könnte, sagte Palm sinnend. Vielleicht wäre es doch besser gewesen, nicht hieher zu kommen, sondern im preußischen Erlangen zu bleiben!

Kehre dahin zurück, rief Anna flehend, ich beschwöre Dich bei unserer Liebe, bei unsern Kindern, und bei unserm Glück, kehre um, gehe wieder nach Erlangen!

Morgen, meine geliebte Anna! sagte Palm lächelnd, sein junges Weib in seine Arme schließend. Morgen ist es immer noch Zeit genug, an eine neue Trennung zu denken. Jetzt gönne mir einige Stunden der Ruhe, und laß mich in vollen Zügen das Glück genießen, wieder daheim zu sein! Daheim bei meinem Weib und meinen Kindern!

II.

Die Verhaftung.

Am nächsten Tage verbreitete sich in Nürnberg das Gerücht, der Buchhändler Palm sei zurückgekehrt und halte sich in seinem Hause verborgen. Die Köchin hatte es im größten Vertrauen einigen Freundinnen erzählt, als sie auf den Markt gekommen war, um einige Gemüse für ihre Herrschaft einzukaufen. Die Freundinnen hatten die Nachricht natürlich auch wieder im größten Vertrauen Andern mitgetheilt, und so war bald die ganze Stadt Mitwisserin des Geheimnisses geworden.

Die nähern Freunde des Hauses beeilten sich nun zur Frau Palm zu gehen, um von ihr selber zu erfahren, ob die Nachricht begründet sei. Anna leugnete sie indeß, sie behauptete erst heute Morgen einen Brief von ihrem Gatten aus Erlangen erhalten zu haben;

aber als einer der zudringlichern Freunde sie bat, ihm diesen Brief doch mitzutheilen, oder ihn denselben wenigstens sehen zu lassen, ward sie verlegen, und gab eine ausweichende Antwort.

Er ist da! flüsterten die Freunde und Gevattern einander zu, als sie Frau Anna verließen. Er ist da, aber er versteckt sich, damit ihn die französischen Spürnasen, die hier seit einigen Tagen herumschnüffeln, nicht wittern sollen. Er thut wohl daran, und wir wollen ihn nicht verrathen, sondern getreulich sein Geheimniß bewahren!

Aber ein Geheimniß, das eine ganze Stadt kennt, und das den Zungen aller Frau Muhmen und Basen Stoff giebt, ist schlecht bewahrt, und kann nicht mehr gehütet werden vor Verrath.

Palm ahnte nichts davon. Er glaubte sich ungefährdet und sicher in diesem friedlichen und stillen Gemach seiner Gattin, dessen nach dem Garten belegenen Fenster keinem Späherauge zugänglich waren, dessen einzige Ausgangsthür in die große Halle führte, wo seine beiden Commis in ihrem Geschäft thätig waren, und die Bücherbestellungen und Anfragen des Publikums entgegen nahmen.

Während Anna eben das Zimmer verlassen hatte,

um in wirthlichem Eifer die Angelegenheiten des Hauswesens und der Küche mit ihren Mägden zu berathen, lag Palm in behaglicher Ruhe auf dem Divan und las. Die trüben Sorgen, welche ihn in den letzten Tagen beängstigt hatten, waren jetzt, da er wieder daheim war, von ihm gewichen, er fühlte sich vollkommen ruhig, und lächelte über seine eigene Furcht, die wie eine trübe Wolke an ihm vorüber geflattert war.

Auf einmal ward er durch lautes Gespräch in der Geschäftshalle aus seinem behaglichen Sinnen aufgestört, und er richtete sich von dem Divan auf, um zu hören, was es gebe.

Ich sage Ihnen, ich bin nicht im Stande, Sie zu unterstützen, hörte er seinen Buchhalter sagen. Ich selbst bin unbemittelt, und Herr Palm ist nicht hier.

Herr Palm ist hier, und ich beschwöre Sie, führen Sie mich zu ihm, sagte eine fremde flehende Stimme. Er hat ein großmüthiges Herz, und wenn ich ihm meine Noth klage, wird er Erbarmen mit mir haben und mir helfen.

So kommen Sie in einigen Tagen wieder, rief der Buchhalter, vielleicht ist Herr Palm dann von seiner Reise zurückgekehrt.

In einigen Tagen! rief die fremde Stimme. In

einigen Tagen wird mein Weib und mein Kind Hungers gestorben sein, denn wenn ich nicht in dieser Stunde noch Hülfe schaffen kann, werde ich von meinem hartherzigen Gläubiger in den Schuldthurm gebracht, und bin dann außer Stande meinem kranken Weibe und ihrem kleinen Kinde beizustehen. Oh, seien Sie also barmherzig, haben Sie Mitleid mit meiner Noth. Führen Sie mich zu Herrn Palm, damit ich ihn um Hülfe und Unterstützung anflehen kann.

Herr Palm ist nicht hier, sage ich Ihnen, rief der Buchhalter mit zorniger Stimme. Wie soll ich Sie also zu ihm führen? Kehren Sie in einigen Tagen wieder, das ist der einzige Rath den ich Ihnen geben kann. Gehen Sie jetzt und stören Sie mich nicht länger in meiner Arbeit! Gehen Sie!

Nein, es soll nicht gesagt werden, daß ich einen Verzweifelnden von meiner Thür gewiesen, murmelte Palm, indem er rasch das Zimmer durchschritt und die Thür der Halle öffnete.

Bleiben Sie, armer Mann, rief er dem Bettler zu, der sich schon umgewandt hatte, und im Begriff war, die Halle zu verlassen. Bleiben Sie!

Der Bettler kehrte um, und Palm erblickend, der auf der Schwelle der Thür stand, stieß er einen Freudenschrei aus.

Sehen Sie wohl, rief er triumphirend dem Buchhalter zu, sehen Sie wohl, daß ich Recht hatte, Herr Palm ist da, und er wird mir helfen!

Ich werde Ihnen helfen, wenn ich es vermag, sagte Palm gütevoll. Wie hoch beläuft sich Ihre Schuld?

Ach, Herr Palm, ich schulde meinem Hauswirth die Miethe für ein ganzes Vierteljahr, und das sind zwanzig Gulden. Aber wenn Sie in Ihrer Großmuth mir die Hälfte dieser Summe geben, so ist das genug, denn der Wirth hat mir versprochen, sich noch das nächste Vierteljahr gedulden zu wollen, wenn ich ihm jetzt zehn Gulden abzahle.

Sie sollen diese zehn Gulden haben, sagte Palm. Herr Bertram, zahlen Sie aus der Hauptkasse zehn Gulden an diesen Mann aus.

Oh, Herr Palm, wie gütig Sie sind, rief der Bettler freudig. Wie soll ich Ihnen jemals danken, was Sie heute Großes an mir gethan!

Danken Sie es mir, indem Sie fleißig sind, und rechtzeitig für Weib und Kind sorgen, damit Sie nicht wieder in so arge Verlegenheit kommen, sagte Palm, indem er dem Fremden freundlich zunickte, und dann wieder in das anstoßende Gemach zurücktrat.

Mit den zehn Gulden, welche der Buchhalter ihm

ausgezahlt, eilte der Bettler auf die Straße. Kaum hatte er die Schwelle des Palm'schen Hauses hinter sich, als der Zug von Trauer und Angst aus seinem Antlitz verschwand, das jetzt einen höhnischen und boshaften Ausdruck annahm. Mit hastigen Schritten eilte er hinüber nach der Sebalduskirche, zu jenem Pfeiler, hinter welchem zwei in Mäntel gehüllte Männer standen.

Herr Palm ist in seinem Hause, sagte der Bettler grinsend. Ihr geht in die Geschäftshalle, durchschreitet sie und tretet durch die gegenüberliegende Thür in das Wohnzimmer; da drin ist er! Ich hab's Euch also richtig ausgekundschaftet, und jetzt gebt mir meinen Lohn!

Erst müssen wir wissen, ob Ihr die Wahrheit gesprochen, sagte einer der Männer. Was bürgt uns dafür, daß Ihr uns nicht betrügt?

Aber ich sage Euch, ich habe ihn mit meinen eigenen Augen gesehen, rief der Bettler. Ich stand in der Halle und heulte und flennte ganz jämmerlich, und schwur hoch und theuer, daß mir Weib und Kind verhungern müßten, wenn Herr Palm mir nicht helfen wollte. Der Buchhalter schlug's mir ab, da heult' ich bloß lauter, damit Herr Palm mich hören sollte. Und er hörte mich auch und kam aus seinem Versteck

hervor, und gab mir richtig die zehn Gulden, um die ich ihn bat. Hier sind sie!

Nun, wenn Ihr zehn Gulden bekommen habt, so seid Ihr für Euren Verrath hinlänglich bezahlt, sagten die beiden Männer. Es ist Judasgeld! Seinen Wohlthäter, der Euch eben ein großmüthiges Geschenk gemacht, zu verrathen, — wahrhaftig, das kann auch nur ein Deutscher!

Sie wandten sich mit verächtlichen Blicken von dem Bettler ab, und schritten dahin über die Straße, dem Palm'schen Hause zu.

Niemand war auf dem Hausflur und ungehindert traten die beiden Männer in die Halle ein. Ohne dem Buchhalter und dem Commis, die ihnen mit geschäftiger Eile entgegentraten, zu antworten, warfen sie ihre Mäntel ab.

Französische Gensd'armen, murmelte der Buchhalter erbleichend, und er that einige Schritte vorwärts nach der Thür des Wohnzimmers hin. Einer der Gensd'armen hielt ihn zurück.

Sie bleiben Beide hier, sagte er gebieterisch, wir wollen da hineingehen. Bei dem geringsten Laut oder Warnungsruf verhaften wir sie Beide. Schweigen Sie also und lassen Sie uns unsere Pflicht thun.

Die beiden Commis wagten nicht, sich zu regen und sahen mit stummem Entsetzen zu, wie jetzt die Gensd'armen der Thür des Wohnzimmers zuschritten, und diese öffneten.

Dann hörten sie einige heftige, gebieterische Worte, denen ein durchdringender Weheschrei folgte.

Oh, die arme Frau, murmelte der Buchhalter mit zitternden Lippen, aber ohne sich von der Stelle zu bewegen.

Die Thür des Wohnzimmers, welche die Gens=d'armen hinter sich zugedrückt hatten, that sich jetzt wieder auf und die beiden Polizeimänner traten wieder in die Halle, in ihrer Mitte Palm führend, den Jeder von ihnen an einem Arm gefaßt hatte.

Palm sah bleich aus und seine Stirn war um=düstert, aber er schritt doch vorwärts wie ein Mann, der seinen Entschluß gefaßt hat und sich von dem Mißgeschick nicht zerschmettern lassen, sondern es tragen will mit aufgerichtetem Haupt.

In der Mitte der Halle, bei dem Tisch angelangt, neben welchem seine beiden Diener standen, blieb er stehen.

Sie geben mir also nicht eine halbe Stunde Zeit, um meine Geschäfte mit meinem Buchhalter zu be=

sprechen und ihm meine Befehle zu ertheilen? fragte er die Polizeimänner, welche ihn vorwärts ziehen wollten.

Nein, nicht eine Minute, sagten sie. Wir haben strengen Befehl, Sie sogleich zum General zu führen und wenn Sie sich sträuben sollten, gutwillig zu gehen, Sie gebunden und in Fesseln hinzuschaffen.

Sie sehen wohl, ich sträube mich nicht, sagte Palm verächtlich. Lassen Sie uns gehen. Bertram, sehen Sie doch nach meiner Frau, sie ist ohnmächtig geworden! Bringen Sie ihr und meinen Kindern meine Grüße, Adieu!

Die beiden jungen Männer antworteten ihm nicht: sie konnten vor Weinen nicht sprechen. Als aber Palm verschwunden war, stürzten sie Beide in das Wohnzimmer, um der unglücklichen, jungen Frau beizustehen.

Sie lag an der Erde, bleich und starr, wie eine vom Sturm geknickte Lilie. Ihre Augen waren halbgeöffnet und glanzlos, ihre langen blonden Haarflechten, mit deren Ordnen sie eben, als die Gensd'armen eintraten, beschäftigt gewesen, hingen halb aufgelöst wie ringelnde Schlangen über ihr Antlitz und ihre Schultern, von denen das kleine durchsichtige Flortuch sich ver-

schoben hatte. Ihre Züge, welche sonst immer voll Liebreiz und Anmuth waren, hatten jetzt den Ausdruck des Zorns und des Entsetzens, sie waren in diesem Ausdruck erstarrt, als sie ohnmächtig geworden war, weil sie hören mußte, wie die französischen Polizisten ihren Gatten zu ihrem Gefangenen erklärten und ihm befahlen, ihnen zu folgen.

Erst nach langem Bemühen gelang es, sie wieder zum Bewußtsein zurückzurufen. Es waren aber nicht die flüchtigen Salze, die ihre Dienerin ihr auf die Stirn rieb, nicht die flehenden Worte des Buchhalters, welche sie zum Leben erweckten, sondern es waren die glühenden Thränen ihrer beiden kleinen Mädchen, welche ihr erstarrtes Blut wieder schmolzen und erwärmten.

Mit einem tiefen Seufzer richtete sie sich auf und ihre wilden, geängsteten Blicke flackerten im Zimmer umher, hefteten sich forschend und suchend auf jeder der sie umgebenden Gestalten. Dann, als sie sich überzeugt, daß er nicht unter ihnen sei, er, den allein ihre Blicke gesucht hatten, schlug sie mit einem Schrei des Entsetzens ihre beiden Arme um ihre Kinder, und sie fest an sich ziehend, weinte sie laut.

Aber nicht lange mehr überließ sie sich ihrem

Schmerz und ihrer Verzweiflung. Mit einer hastigen Bewegung trocknete sie ihre Thränen und stand auf. Es ist jetzt nicht Zeit zu weinen und zu klagen, sagte sie, nach Athem ringend, ich werde später Zeit genug dazu haben, jetzt muß ich handeln, muß sehen, daß ich ihm Hilfe schaffen kann. Wißt ihr, wo man ihn hingeführt hat?

Zu dem französischen General Colomb, der jetzt hier cantonirt, sagte der Buchhalter.

Ich werde zu dem General gehen und er wird mir wenigstens sagen müssen, ob ich meinen Gatten in seinem Gefängniß sehen kann, sagte sie entschlossen. Schnell, Kathi, hilf mir mich ankleiden, ordne mein Haar, denn Du siehst wohl, meine Hände zittern so sehr, sie sind schwächer als mein Herz!

Sie stand auf, um sich nach ihrem Ankleide-zimmer zu begeben. Aber die Füße versagten ihr den Dienst, es schwindelte vor ihren Blicken und von einer neuen Ohnmacht überwältigt, sank sie wieder zusammen.

Erst nach Stunden des Kämpfens und Ringens konnte die arme junge Frau sich von dieser physischen Schwäche, welche der jähe Schreck ihr auferlegt, wieder aufraffen und sich zu festem Wollen und

Handeln zusammenfassen. Jetzt hatte sie ihre ganze Energie und Beherztheit wieder gefunden, kühn und muthig, wie eine gereizte Löwin, war sie entschlossen mit der ganzen Welt zu kämpfen um den Geliebten, den man ihr entrissen hatte.

III.

Die Liebe einer Frau.

Anna begab sich zuerst zu dem General Colomb, und bat ihn um eine Unterredung.

Vier Stunden ungefähr waren vergangen seit der Verhaftung Palm's, als der General sie empfing.

Madame, sagte er, ich weiß, weshalb Sie kommen, Sie suchen Ihren Gatten, allein er ist nicht mehr hier.

Nicht mehr hier? rief sie entsetzt. Ihr habt ihn nach Frankreich geschleppt? Ihr wollt ihn also tödten?

Das Gesetz wird über ihn richten, Madame, sagte der General strenge. Ich selber habe ihn vernommen, und ihn aufgefordert, uns den Urheber und Verfasser dieser fluchwürdigen Schrift, welche Herr Palm in's Publikum gebracht hat, zu nennen. Hätte er es gethan, so wäre er aller weitern Verantwortlichkeit enthoben gewesen, und hätte unangefochten in sein Haus

und zu Ihnen zurückkehren können. Aber er weigerte sich entschieden, den Verfasser und den Drucker anzugeben.

Er kennt beide nicht, rief Anna, oh, glauben Sie mir, mein Herr, Palm ist unschuldig. Man hat ihm diese Brochüre gesandt, begleitet von einem anonymen Schreiben.

Dann hätte er sich wohl hüten müssen, dieselbe zu publiciren, rief der General. Es ist gegen alles Gesetz, eine Druckschrift, von der man weder Verfasser noch Drucker kennt, zu publiciren.

Nein, Herr General, es ist nicht gegen das in Nürnberg, in der freien deutschen Reichsstadt geltende Gesetz. Wir sind durch einen Machtspruch des Kaisers von Frankreich an Baiern geschenkt, aber die Privilegien und Rechtsame unserer freiern Verfassung sind der alten Reichsstadt verbürgt worden, und Palm hat also nichts gethan, was gegen unser deutsches Gesetz verstieße.

Wir urtheilen und richten nach unserm Gesetz, sagte der General achselzuckend, wo wir sind, da ist Frankreich, und wo wir beleidigt werden, da ziehen wir den Beleidiger zur Rechenschaft und strafen ihn nach unsern Gesetzen. Ihr Mann hat sich eines

schweren Verbrechens schuldig gemacht; er hat eine Schrift verbreitet, in welcher Frankreich und der Kaiser der Franzosen auf das Gröblichste insultirt wird. Er hat den Urheber dieser Schrift nicht nennen wollen; so lange er das nicht thut, gilt er uns dafür und muß die Strafe tragen. Da er mir kein Bekenntniß ablegen wollte, habe ich ihn der höhern Behörde übergeben. Herr Palm befindet sich seit zwei Stunden schon auf dem Wege nach Anspach, wo der General Bernadotte über ihn richten wird.

Ich werde also nach Anspach gehen, zum General Bernadotte, sagte Anna, und ohne den General weiter eines Blickes zu würdigen, wandte sie sich um und verließ das Gemach.

Sie wollte gleich jetzt, gleich in dieser Stunde schon abreisen, aber ihr Bemühen war vergeblich, sie konnte keinen Wagen finden, der sie befördert hätte. Bei der Post waren alle Pferde requirirt für das Gefolge und die Transportwagen des Marschalls Berthier, der sich nach München begeben sollte, und die Besitzer von Miethswagen weigerten sich bei der herannahenden Dunkelheit und der Unsicherheit der Landstraßen, die Reise zu unternehmen.

Anna mußte also warten, bis der Morgen kam,

und sie benutzte die langen Stunden der Nacht, um eine Bittschrift aufzusetzen, welche sie, wenn der Marschall Bernadotte ihr eine Unterredung verweigerte, ihm übersenden wollte.

In der Frühe des nächsten Morgens endlich trat sie ihre Reise an, aber die Wege waren sandig und schlecht, die Miethsgäule träge und kraftlos, erst am späten Abend kam sie am Ziel ihrer Reise, in Anspach an.

Wieder mußte sie eine lange trostlose Nacht warten. Keiner konnte oder wollte ihr Antwort geben auf ihre angstvollen Fragen, ob Palm wirklich hier sei, ob man ihn nicht abermals weiter transportirt habe.

Innerlich bebend vor Angst und Entsetzen, aber fest entschlossen, Alles zu wagen, nichts unversucht zu lassen, was zu Palm's Rettung dienen könnte, begab sich Anna am andern Morgen in die Wohnung des Marschalls Bernadotte.

Der Adjutant des Marschalls empfing sie, und fragte sie nach ihrem Begehr.

Ich muß den Herrn Marschall selbst sprechen, denn in seinen Mienen werde ich lesen, ob er meinen Gatten begnadigen oder vernichten will, sagte Anna. Ich beschwöre Sie, mein Herr, haben Sie Erbarmen mit

dem Schmerz einer Frau, welche für den Vater ihrer Kinder bangt und zittert. Verschaffen Sie mir eine Audienz bei dem Herrn Marschall!

Ich werde sehen, was sich thun läßt, sagte der Adjutant, gerührt von dem tiefen Seelenschmerz, der aus dem bleichen Antlitz der jungen Frau sprach. Aber schon einige Minuten, nachdem er hinausgegangen war kehrte er zurück.

Madame, sagte er achselzuckend, es thut mir leid, aber Ihr Wunsch kann nicht erfüllt werden. Der Herr Marschall will ganz und gar nichts mit dieser Sache zu thun haben, und lehnt jede Betheiligung an derselben ab. Aus diesem Grunde hat er auch Herrn Palm, der gestern, gleich Ihnen, eine Audienz bei dem Herrn Marschall begehrte, nicht angenommen, und ich mußte ihn statt seiner empfangen, wie ich jetzt die Ehre habe, Sie zu empfangen

Oh, Sie haben meinen Gatten gesehen? fragte Anna fast freudig. Sie haben mit ihm gesprochen?

Ich habe ihm dasselbe im Namen des Marschalls gesagt, was ich Ihnen jetzt sage, Madame. Der Herr Marschall ist außer Stande für Ihren Gatten irgend etwas zu thun. Der Befehl zu seiner Verhaftung ist unmittelbar von Paris aus dem Cabinet des Kaisers

gekommen, und es ist also nicht in des Marschalls Macht ihn rückgängig zu machen, oder den Lauf des Gesetzes zu hemmen. Auch befindet sich Herr Palm nicht mehr hier. Schon gestern beim Einbruch der Nacht ist er weiter transportirt.

Wohin? Oh, mein Herr, Sie werden Mitleid mit mir haben, Sie werden mir sagen, wohin mein unglücklicher Gatte gebracht worden?

Madame, sagte der Adjutant, sich scheu umsehend, als fürchte er das Ohr eines Horchers, er ist nach Braunau gebracht worden.

Anna stieß einen Schrei des Entsetzens aus. Nach Braunau, sagte sie athemlos. Nach Braunau, das heißt, außer Landes! Man will einen Bürger und Unterthan Baierns für ein Vergehen, das er in seinem Vaterlande begangen haben soll, nicht nach bairischem Gesetz, sondern nach dem Gesetz eines fremden, uns feindlichen Staates richten. Man hat meinen Mann nach Oesterreich geschleppt.

Verzeihen Sie, sagte der Adjutant lächelnd, die Stadt Braunau gehört noch nicht wieder zu Oesterreich, sie ist bis zu dieser Stunde noch französisches Gebiet, denn wir hatten sie während des Krieges eingenommen und besetzt, und wir haben sie noch nicht

wieder an Oesterreich ausgeliefert. Herr Palm wird also in Braunau nach den Gesetzen Frankreichs gerichtet werden!

Oh, dann ist er verloren, rief Anna schmerzvoll, dann giebt es für ihn keine Rettung mehr.

Wenn er schuldig ist, Madame, so hat er Strafe verdient, wenn er unschuldig ist, wird er ungefährdet bleiben, denn die Gesetze Frankreichs sind unparteiisch und gerecht!

Oh, mein Herr, sagte Anna fast stolz, es giebt Dinge, welche nach den Gesetzen Ihres Landes strafwürdig, sogar verbrecherisch erscheinen können, welche aber nach dem Gesetze eines deutschen Landes keine Strafe, vielmehr Lob und Anerkennung verdienten.

Wenn das, was Herr Palm gethan, von dieser Art ist, dann bedaure ich ihn, sagte der Adjutant achselzuckend. Aber, fügte er leiser hinzu, ich will Ihnen einen Rath geben. Eilen Sie nach München, wenden Sie Sich an den dortigen französischen Gesandten. Wenn er Ihnen eine Audienz verweigert, so senden Sie ihm eine Bittschrift, in welcher Sie die Angelegenheit Ihres Gatten genau und der Wahrheit gemäß auseinandersetzen, und um seine Vermittlung bitten.

Und wenn er meine Bittschrift unbeantwortet läßt? Wenn er sich weigert, sich für mich zu verwenden?

Dann bleibt Ihnen noch ein letztes Mittel! Dann wenden Sie Sich an den Marschall Berthier, der jetzt auch in München ist, er vermag viel bei dem Kaiser, er allein ist dann im Stande Ihnen zu helfen. Aber verlieren Sie keine Zeit!

Ich werde in dieser Stunde noch abreisen, mein Herr, und ich danke Ihnen für Ihren Rath und Ihre Theilnahme. Ich sehe wohl, daß Sie nichts für mich thun können, aber Sie haben mir Ihr Mitleid gegeben, und ich danke Ihnen dafür! Leben Sie wohl, mein Herr! —

Eine Stunde später befand sich Anna auf dem Wege nach München. Nach einer ermüdenden Fahrt von vier Tagen, — denn damals gab es noch nicht, wie heute, chaussirte Wege oder gar Eisenbahnen, — hatte sie München erreicht, und nahm dort in einem Gasthof ihr Quartier.

Sie war hier ganz fremd, sie hatte keine Freunde, keine Beschützer, keine Empfehlungen, und es war daher natürlich, daß sie alle Pforten verschlossen, alle Ohren taub fand. Niemand mochte Mitleid haben mit dieser armen, geängsteten Frau, Niemand mochte

ihre Klagen anhören, denn ihre Klagen waren zugleich Anklagen gegen den mächtigen und gewaltigen Mann, der jetzt seine Hand über Baiern ausgestreckt hielt, und es in derselben zerdrücken konnte, wenn er den Willen dazu hatte.

Anna fand also keine Unterstützung, nicht einmal Gehör bei den deutschen Behörden. Sie ging zu allen Ministern, zu allen Denen, welche durch ihr Amt und ihr Ansehen verpflichtet gewesen wären, sich ihrer Angelegenheit anzunehmen. Sie wagte sich sogar in das Schloß des Königs, und stand stundenlang in der Vorhalle, immer hoffend, daß man ihr Flehen berücksichtigen, daß sich irgend eine Thür für sie öffnen werde.

Aber alle Thüren waren für sie verschlossen, auch die des französischen Gesandten. Sie hatte ihn vergebens um eine Audienz gebeten, und als ihr diese verweigert ward, hatte sie seinem Attaché eine Bittschrift übergeben, welche sie sich von einem Rechtsgelehrten hatte aufsetzen lassen, und in der alle Anklage- und Vertheidigungs-Punkte genau erörtert und erwogen wurden. Acht Tage lang wartete sie auf eine Antwort, acht Tage lang ging sie jeden Morgen in das Hôtel des französischen Botschafters, und fragte mit derselben

sanften und flehenden Stimme, ob kein Bescheid für sie da, ob keine Antwort auf ihre Bitte erfolgt sei.

Am achten Tage erhielt sie den Bescheid, daß es keine Antwort auf ihre Bittschrift gäbe, daß der französische Gesandte nichts in dieser Angelegenheit zu thun vermöge.

Anna weinte nicht und klagte nicht, sie empfing diese Nachricht mit der sanften Ruhe einer Märtyrerin, und statt in Klagen auszubrechen, betete sie. Sie betete, daß Gott ihr Kraft geben möge, nicht zu verzweifeln, nicht zusammen zu sinken, sie betete, daß Gott ihrem Körper Stärke verleihen möge, damit er sie nicht hindere, ihre Pflicht zu thun, und für ihren Geliebten weitere Hülfe zu suchen.

Gekräftigt und innerlich erhoben von diesem Gebet, begab sich Anna jetzt in das Hôtel des Marschalls Berthier, — nur war ihr Schritt langsamer, nur glühten ihre Wangen, welche bis jetzt farblos gewesen, in flammender Röthe, und ihre bis jetzt wie erstarrten Hände waren brennend heiß.

Sie verlangte nicht, bei dem Marschall Berthier eine Audienz zu haben, denn sie hatte sich schon resignirt, sie wußte schon, daß ihr dieselbe verweigert werden würde, sie brachte nur ein zweites Exemplar

der Bittschrift, welche sie dem französischen Gesandten übergeben, und sie flehete nur, daß man ihr mindestens bald eine Antwort möge zu Theil werden lassen.

Dies Mal sollte ihr Flehen nicht unerhört bleiben, und schon am dritten Tage erhielt sie einen Bescheid.

Aber dieser Bescheid war trostloser noch, als alles Schweigen. Der Marschall Berthier ließ ihr durch seinen Adjutanten melden, daß Palm in Braunau vor ein Kriegsgericht gestellt sei, und daß es daher für jede Vermittelung und jede Bitte zu spät sei, denn das Kriegsgericht allein könne jetzt noch entscheiden.

Ein einziger durchdringender Schmerzensschrei rang sich aus Anna's Brust, als sie diese Nachricht erhielt. Dann ward sie wieder ganz still, ganz gefaßt und ruhig. Ohne irgend eine weitere Klage, eine Bitte, verließ sie das Hôtel des Marschalls und kehrte in den Gasthof zurück.

Mit vollkommener Ruhe und Gelassenheit beauftragte sie den Kellner, ihr die Rechnung zu bringen, und ihr einen Wagen zur sofortigen Abreise zu besorgen.

Eine Viertelstunde später erschien die Wirthin des Hôtels selber, um der Frau Palm die verlangte Rechnung zu bringen. Sie fand Anna ruhig am Fenster

sitzen, die Hände im Schooß gefalten, das Haupt zurückgelehnt an die hohe Lehne des Stuhls, und mit weitgeöffneten Augen zum Himmel empor starrend. Ihr kleiner Reisekoffer stand fertig und geschlossen mitten im Zimmer.

Schweigend reichte ihr die Wirthin das Papier dar, und wandte sich dann zur Seite, um die Thränen nicht sehen zu lassen, die beim Anblick dieser bleichen, sanften jungen Frau in ihre Augen traten.

Anna stand auf und zählte ruhig das Geld auf den Tisch hin. Ich danke Ihnen, Madame, für alle Aufmerksamkeit und Freundlichkeit, die ich in Ihrem Hause gefunden habe, sagte sie. Nur finde ich, daß Sie meine Rechnung zu niedrig angesetzt haben. Sie müssen vielerlei zu notiren vergessen haben, denn es ist nicht möglich, daß ich in dieser langen Zeit meines Hierseins nicht mehr gebraucht haben sollte.

Madame, sagte die Wirthin bewegt, ich würde glücklich sein, wenn Sie mir erlaubten, gar nichts von Ihnen anzunehmen, aber ich weiß, daß Sie das verletzen würde, und deshalb brachte ich meine Rechnung. Wenn Sie mir gestatten wollten, meinem Herzen zu folgen, so sagte ich: gönnen Sie mir die Ehre, einer so edlen, tapfern und getreuen Frau Gastfreundschaft

in meinem Hause gewährt zu haben, und wenn Sie mir das zusagten, dann würde ich auch den Muth finden, Ihnen eine Bitte auszusprechen, die ich jetzt nicht wagen darf, weil Sie sie für Egoismus halten würden.

Sprechen Sie sie nur immerhin aus, sagte Anna milde, ich habe seit vierzehn Tagen so viel gebeten, und bin so oft abgewiesen worden, daß es mich wahrhaft erheben würde, von Andern eine Bitte zu hören, die ich erfüllen könnte!

Nun denn, Madame, sagte die Wirthin, Anna's Hand nehmend, und sie ehrfurchtsvoll an ihre Lippen drückend, dann bitte ich Sie, bleiben Sie hier, reisen Sie nicht ab. Gönnen Sie mir das Glück, Sie hier in meinem Hause zu haben, ein wenig für Sie zu sorgen, und Sie zu pflegen, wie eine Mutter ihre Tochter pflegen würde. Ich bin alt genug, um Ihre Mutter sein zu können, und Sie, mein geliebtes, armes Kind, Sie bedürfen der Pflege, denn Sie sind krank.

Ich fühle keine Schmerzen, ich bin nicht krank, sagte Anna mit einem Lächeln, welches ergreifender war, als laute Klagen.

Sie sind krank, rief die Wirthin, Ihre Hände

brennen in Fieberhitze, und die Rosen, die auf Ihren Wangen blühen, sind keine natürlichen, sondern nur die Zeichen Ihres innern Leidens. Sie haben in dieser ganzen Zeit kaum die Speisen berührt, die man Ihnen vorsetzte, sehr oft sind Sie Nachts gar nicht im Bett gewesen, und statt zu schlafen, sind Sie stundenlang im Zimmer auf- und abgegangen. Jetzt wüthet das Fieber in Ihrem zarten Körper, und wenn Sie sich nicht schonen, und keine Arzeneien gebrauchen, wird Ihr Körper erliegen.

Nein, er wird nicht erliegen, sagte Anna, mein Herz wird ihn aufrecht halten.

Aber auch Ihr Herz wird brechen, wenn Sie sich nicht schonen, rief die Wirthin gerührt. Bleiben Sie hier, ich beschwöre Sie, reisen Sie nicht ab! Bleiben Sie als mein Gast in meinem Hause.

Anna legte ihre brennende Hand auf die Schulter der Frau, und sah sie mit einem langen, innigen Blick an.

Sie waren verheirathet? fragte sie. Sie liebten Ihren Mann?

Ja, sagte die Wirthin mit hervorbrechenden Thränen, ich war verheirathet, und Gott weiß es, daß ich meinen Mann liebte. Wir haben zwanzig Jahre in Frieden

und Glück miteinander gelebt, und als er im vorigen Jahr starb, da starb auch mein ganzes Lebensglück.

Er war krank, nicht wahr, und Sie haben ihn gepflegt?

Er war vier Wochen lang krank, und ich bin Nacht und Tag nicht von seinem Lager gewichen.

Nun also, was würden Sie dem geantwortet haben, der Sie von dem Sterbelager Ihres Mannes hätte zurückhalten, der Sie hätte bereden wollen, Ihren Mann in seinen Todesschmerzen zu verlassen, weil das Ihre Gesundheit angreifen könnte? Würden Sie sich haben zurückhalten lassen?

Nein, ich würde den für meinen Feind gehalten haben, der mir einen solchen Vorschlag gemacht hätte, und ich würde ihm geantwortet haben: es ist mein heiliges Recht, an dem Sterbelager meines Mannes zu stehen, seinen letzten Seufzer von seinen Lippen fortzuküssen, ihm die Augen zuzudrücken, und kein Mensch auf der Welt soll mich daran hindern!

Nun denn, meine liebe Mutter, ich sage, wie Sie gesagt haben: es ist mein heiliges Recht, an dem Sterbelager meines Mannes zu stehen, und ihm die Augen zuzudrücken. In Braunau ist das Sterbelager meines Mannes, ich bin nicht so glücklich, wie Sie es ge-

wesen, ich kann ihn nicht pflegen, nicht in seinen Schmerzen bei ihm sein und ihn trösten, aber ich kann in seiner Sterbestunde bei ihm sein. Meine Mutter, wollen Sie Ihrer Tochter nun noch sagen, daß sie hier bleiben, daß sie sich pflegen und schonen soll, statt nach Braunau zu reisen zu dem Sterbelager ihres Gatten?

Nein, meine Tochter, rief die Frau, nein, ich sage: reisen Sie! Gönnen Sie sich keine Minute Erholung, bevor Sie nicht bei Ihrem Mann sind. Gott wird Sie geleiten und Sie schützen, denn er ist die Liebe, und er erbarmt sich Derer, welche in der Liebe wandeln! Reisen Sie also mit Gott, aber um Ihres Mannes willen, nehmen Sie stärkende Nahrung zu sich, versuchen Sie zu essen und zu schlafen, damit Sie neue Kräfte gewinnen, denn Sie werden sie gebrauchen!

Geben Sie mir etwas Stärkendes, ich will essen, Mutter, rief Anna, ihre Arme zärtlich um den Nacken der Wirthin legend, ich will auch diese Nacht zu schlafen versuchen, denn Sie haben Recht: ich werde meine Kräfte gebrauchen! Aber wenn ich gegessen habe, nicht wahr, dann darf ich sofort abreisen?

Ja, mein armes, theures Kind, dann dürfen Sie

abreisen. Jetzt kommen Sie in mein Zimmer, Ihr Mahl steht schon bereit!

Eine halbe Stunde später hob die Wirthin selber Anna in den Wagen, und mit einer Stimme, welche von verhaltenen Thränen zitterte, rief sie: Leben Sie wohl, meine Tochter! Gott segne Sie und gebe Ihnen Kraft. Wenn Sie einst allein stehen und einer Mutter bedürfen, dann kommen Sie zu mir! Möge der Herr sich Ihrer erbarmen!

Ja, möge der Herr sich meiner erbarmen, und mich mit Ihm sterben lassen, flüsterte Anna, als der Wagen mit ihr auf der Straße dahin rollte.

Um die Mittagsstunde des nächsten Tages langte sie in Braunau an; es war der Mittag des sechs und zwanzigsten August 1806.

III.

Die Weiber von Braunau.

Indessen hatte Palm diese ganze Zeit über in Braunau in französischer Gefangenschaft gesessen. Zwei Mal nur in diesen sechszehn Tagen, die er im Kerker saß, hatte man ihn aus demselben geholt, um ihn zum Verhör zu führen, zum Verhör vor ein Kriegsgericht, das vom General St. Hilaire eigens für diesen Fall war zusammengerufen worden.

Dieses außerordentliche Kriegsgericht bestand aus französischen Generälen und Stabsofficieren; es trat mitten im Frieden in einer deutschen Stadt zusammen und erklärte sich zum competenten Richter über einen deutschen Bürger, der kein anderes Verbrechen begangen, als daß er eine Schrift verbreitet hatte, in welcher das Unglück Deutschlands und die Bedrückungen deutscher Lande durch Napoleon und seine Armeen besprochen ward.

Die ganze Angelegenheit war mit einer solchen Eile und Verschwiegenheit betrieben worden, daß die deutschen Behörden in Braunau kaum etwas davon vernommen hatten, während das französische Kriegsgericht schon bereit war, das Urtheil zu fällen.

Uebrigens wollte man sich doch den Schein der Unparteilichkeit und Gesetzlichkeit bewahren, und bevor das Kriegsgericht daher Palm vor seine Schranken gerufen, hatte man ihm davon Anzeige gemacht und ihm die Wahl gelassen, sich gegen die Anklage selbst zu vertheidigen, oder sich einen Vertheidiger zu wählen.

Palm, der französischen Sprache nicht kundig, hatte das Letztere vorgezogen, und zu seiner Vertheidigung einen in Braunau ansäßigen Juristen gewählt, mit dem er persönlich bekannt, ja fast befreundet war, und von dem er wußte, daß er der französischen Sprache vollkommen mächtig sei.

Allein dieser Freund lehnte es ab, ein Freund in der Noth zu sein. Er entschuldigte sich mit einem starken Unwohlsein, das ihn an sein Bett fessele und ihm alles Sprechen unmöglich mache.

Palm erhielt diese Entschuldigung erst, als er in den Sitzungssaal trat, in welchem das Kriegsgericht versammelt war, er mußte sich daher wohl entschließen,

seine Vertheidigung selbst zu führen und seine Worte den Herren des Kriegsgerichts durch einen Dolmetscher übersetzen zu lassen.

Und er war überzeugt, seine Vertheidigung gut geführt, und diejenigen, welche sich zu seinen Richtern aufgeworfen hatten, von seiner Unschuld überführt zu haben.

Er zweifelte daher auch nicht einen Moment an seiner baldigen Erlösung, er erwartete jeden Tag die Nachricht, daß man seine Unschuld erkannt habe und ihn daher der Freiheit und seiner Familie zurückgebe! Diese Zuversicht ließ ihn die einsame Kerkerhaft mit frohem Muth ertragen, und in diesen Tagen voll Entbehrung und Pein mit heiterem Auge hinschauend auf die goldigen Tage der Zukunft, wo er wieder in seinem Hause sanft behütet von dem liebenden Auge seines jungen Weibes, das Herz erfreut von dem Anblick seiner beiden holden Kinder, in den Armen der Liebe ruhen würde nach den Tagen voll Arbeit und Mühsal.

Aus solchen freudigen Zukunftsträumen weckte ihn am Morgen des sechsundzwanzigsten August das Eintreten des Schließers und einiger Soldaten, welche kamen, ihn vor das Kriegsgericht zu berufen, um von demselben sein Urtheil zu empfangen.

Gott sei Dank, rief Palm frohmüthig, mein Urtheil, das heißt meine Freilassung! Kommt, laßt uns gehen, denn Ihr seht wohl, mein Kerker ist heiß und dumpfig und ich sehne mich nach der frischen fröhlichen Gottesluft, die ich so lange entbehrt habe. Laßt uns also gehen, damit ich meinen heiß ersehnten Urtheilsspruch empfange!

Und mit einem freundlichen Lächeln reichte er dem Schließer, welcher mit finsterm Gesicht und mürrischen Mienen an der Thür stand, die Hand dar. Schaut nicht so finster drein, Balthasar, sagte er. Waret ja doch sonst immer ein gar munterer Geselle und habt mir oft die langen, einsamen Stunden durch Euer gemüthliches Plaudern verkürzt. Nehmt meinen Dank für Eure Freundlichkeit und Milde. Ihr hättet mich viel quälen und martern können und Ihr habt es nicht gethan, sondern seid immer gefällig und mitleidsvoll gewesen. Ich dank Euch dafür, Balthasar, und ich bitt' Euch, nehmt dies von mir zum Andenken.

Er zog eine goldene, reich mit Steinen besetzte Busennadel aus seinem Halstuch und reichte sie dem Schließer dar.

Aber dieser streckte die Hand nicht darnach aus, sondern wandte sein Haupt mürrisch zur Seite.

Ich darf nichts annehmen von Gefangenen, brummte er verdrießlich.

Nun, dann werde ich Euch besuchen, sobald ich frei bin und von dem freien Mann werdet Ihr wohl ein kleines Andenken annehmen, nicht wahr? fragte Palm freundlich.

Der Schließer antwortete nicht auf seine Frage, sondern rief mürrisch: macht, daß Ihr fort kommt, es ist die höchste Zeit!

Palm lachte und dem Schließer einen Abschiedsgruß zunickend, verließ er in der Mitte der Soldaten das Gefängniß.

Armer Mann, er ahnt nichts, brummte der Schließer leise vor sich hin, und seine Züge waren jetzt milde und weich, und seine Augen feucht von Thränen. Armer Mann, glaubt, daß sie ihm die Freiheit geben wollen! Ja wohl, die Freiheit, aber nicht die, welche er meint und hofft!

Palm folgte seinen Führern mit heiterm Muth in den Saal, in welchem die Herren des Kriegsgerichts versammelt waren und auf hohen Lehnstühlen sitzend, die in einem Halbkreis aufgestellt, die Breite des Saals einnahmen, das Kommen des Gefangenen erwarteten. Er grüßte sie mit ruhiger Stirn und freiem, offenem

Wesen, keine Spur von Befangenheit oder Furcht war in seinem ganzen Wesen, sein Auge heftete sich mit einem hellen Glanz auf die Lippen des Generals St. Hilaire, der dem Gericht präsidirte und sich jetzt von seinem Sessel erhob. Der beisitzende Secretair des Gerichts näherte sich alsdann dem General und überreichte ihm ein Papier in Form eines Actenstückes.

Der General nahm es und einen strengen Blick hinüber werfend auf Palm, sagte er: das Kriegsgericht hat heute einstimmig und einmüthig Ihr Urtheil gesprochen. Vernehmen Sie es durch meinen Mund!

Die übrigen Officiere erhoben sich von ihren Plätzen, um stehend der Vorlesung zuzuhören. Ihre Gesichter waren feierlich ernst, und zum ersten Mal fühlte Palm sich ergriffen von einem ahnungsvollen Schrecken, und er fragte sich, ob man so viel Feierlichkeit und so viel Ernst anwenden würde, wenn man ihm bloß verkündigen wolle, daß er unschuldig und daher frei sei.

Eine kleine Pause trat ein, dann erhob der General seine Stimme, und mit lauter Vernehmlichkeit las er: „In Anbetracht daß überall, wo eine Armee sich befindet, es die erste und mächtigste Pflicht ihres Chefs ist, über ihre Sicherheit und Erhaltung zu wachen; in

Anbetracht, daß die Verbreitung von Schriften, welche den Aufruhr und den Meuchelmord provociren, nicht bloß die Sicherheit der Armee, sondern auch die der Nationen bedrohe; in Anbetracht, daß nichts dringender und nothwendiger ist als das Umsichgreifen solcher Lehren zu hemmen, welche ein Attentat auf die Menschenrechte sind, auf die Achtung, die man gekrönten Häuptern schuldig ist und eine Beleidigung für die ihrer Regierung unterthänigen Völker, welche mit einem Wort alle Ordnung der Dinge und alle Subordination untergraben; in Anbetracht alles dessen hat die Commission einstimmig erklärt, und erklärt, daß alle Verfasser, Drucker, Colporteure und Verbreiter von Libellen, die den oben angegebenen Character an sich tragen, sollen angesehen werden, als beschuldigt und überführt des Verbrechens des Hochverraths. Demgemäß wird der hier gegenwärtige Johann Friedrich Palm überführt der Verbreitung des Libells „Deutschland in seiner tiefen Erniedrigung," als Hochverräther angeklagt und hat die Commission ihn einstimmig und einhellig dieses Verbrechens schuldig erklärt. Die Strafe des Hochverräthers ist der Tod. Der Hochverräther Johann Friedrich Palm ist daher zum Tode verurtheilt; dieses Urtheil soll heute Mittag um zwei Uhr an ihm vollzogen worden. Um zwei

Uhr wird er erschossen werden. Johann Friedrich Palm, Sie haben Ihr Urtheil empfangen. Bereiten Sie Sich zum Tode.“*)

Langsam und schwer, jedes Wort betonend, wiederholte der Dolmetscher dem unglücklichen Palm die Sentenz des Kriegsgerichts, und langsam und schwer wie kalte Thränen fiel jedes dieser Worte auf Palm's Herz, und machte es erstarren. Aber nicht bloß erstarren in Schreck und Entsetzen, sondern auch in Entschlossenheit und Ruhe.

Diesen fremden Männern mit den kalten, gleichgültigen Gesichtern gegenüber wollte er keine Schwäche verrathen. Seinen Mördern wollte er nicht die Freude bereiten, ihn zittern zu sehen.

Sein Wesen zeigte daher nur feste Entschlossenheit, ernste Ruhe. Einen einzigen flammenden Blick voll stolzer Verachtung schleuderte er auf seine Richter hin.

Nun wohl, sagte er laut und fest, ich werde sterben, ich werde zu Gott gehen, um vor seinem Thron Euch zu verklagen, Euch, die Ihr allem Völkerrecht und allem Gesetz Hohn sprechend, mich nicht gerichtet, sondern gemordet habt. Mein Blut komme auf Eure Häupter!

*) Mémoires d'un homme d'état. IX. 247.

Gefangener, sagte der General St. Hilaire ruhig, haben Sie vor Ihrem Tode noch einen Wunsch, so sagen Sie ihn. Wenn seine Erfüllung möglich ist, wird er Ihnen nicht verweigert werden!

Ich habe nur Einen Wunsch! sagte Palm, und jetzt zitterte seine Stimme ein wenig, und ein Schatten flog über seine Stirn hin. Ich wünsche nur, daß man meiner Frau gestatte, diese letzten Stunden bei mir zu sein, und von mir Abschied zu nehmen!

Ihrer Frau? fragte der General. Ist Ihre Frau denn hier? Und wenn sie hier ist, wer hat es gewagt, es Ihnen zu sagen?

Niemand hat es mir gesagt, erwiederte Palm, auch weiß ich nicht, ob sie hier ist, aber ich ahne es. Es ist ja so natürlich, daß sie mir hieher gefolgt ist. Man erlaube mir also, sie zu sehen, wenn sie kommt!

Ihre Bitte sei Ihnen gewährt! Kehren Sie in Ihren Kerker zurück. Man wird Ihnen einen Geistlichen senden, um Sie zum Tode vorzubereiten. Soldaten, führt den Gefangenen fort!

Palm grüßte die Herren mit einer stolzen Bewegung des Hauptes, und hob langsam und feierlich die Hand zum Himmel empor. Ich fordere Euch vor den Richterstuhl Gottes! sagte er mit lauter, tö-

nender Stimme. Ihr habt Euch hier zu meinen Richtern aufgeworfen, dort oben wird Gott Euch richten!

Er wandte sich um, und schritt den Soldaten vor=an, aus dem Saal.

Jetzt bleibt uns nur noch übrig, die Magistrats=Beamten dieser Stadt von dem, was geschehen muß, zu benachrichtigen, sagte der General nach einer kurzen Pause. Sie müssen der Execution beiwohnen, denn nicht unter dem Schleier des Geheimnisses, sondern öffentlich, vor dem Auge Gottes und der Menschen, muß die Hinrichtung statt finden. Mögen alle Behörden, möge die ganze Stadt Zeuge sein, wie Frankreich die=jenigen bestraft und richtet, welche in hochverrätherischem Erfrechen sich gegen Frankreichs Ehre und Glorie ver=sündigt haben!

Er hob die Sitzung auf und kehrte in das Innere seiner Gemächer zurück, um nach so anstrengender Sitzung auszuruhen, und bei einem ausgesuchten Mahl sich vorzubereiten zu dem unangenehmen Geschäft, einer Hinrichtung beiwohnen zu müssen. — —

Eben schlürfte der General mit unendlichem Be=hagen ein Glas Malvasier, und aß dazu von der würzigen Gänseleberpastete, die aus Straßburg ver=

schrieben worden, als ein seltsames und anhaltendes Geräusch von der Straße her ihn mitten in seinen gastronomischen Genüssen störte.

Er setzte verdrießlich sein Glas hin, und wandte Auge und Ohr den Fenstern zu, welche hinausführten auf den Marktplatz. Das Geräusch dauerte immer noch fort, es klang seltsam und ungewöhnlich, wie als ob ungeheure Schwärme von Bienen mit ihrem Summen die Luft erfüllten.

Der General stand auf und eilte an's Fenster.

In der That, ein seltsamer und ungewöhnlicher Anblick bot sich ihm dar. Wie ein einziges schwarzes Meer wogte der ganze Marktplatz von Menschen, nicht von drohenden, wildbewegten Menschen, die mit erhobenen Fäusten und funkelnden Augen daher stürmten in Aufruhr und Empörung, sondern von solchen, deren Augen mit Thränen angefüllt waren, deren Arme sich flehend erhoben.

Es waren Weiber und Kinder allein, welche den Platz anfüllten, welche in feierlichem Zuge durch die nächstgelegenen Straßen daher kamen. Wie ein Laufeuer hatte sich durch ganz Braunau die Nachricht verbreitet, daß das Kriegsgericht das Urtheil gefällt, daß

Palm kraft desselben heute Mittag um zwei Uhr im Festungsgraben sollte erschossen werden!

Die Bürger hatten diese Nachricht mit dumpfer Wuth, mit stummem Entsetzen aufgenommen; die Behörden und die Beamten des Magistrats hatten den Befehl erhalten, sich um die festgesetzte Stunde in ihrer Amtstracht auf dem Richtplatz einzufinden, um Zeuge der Execution zu sein.

Zu schwach zum Widerstand, und wohl wissend, daß sie von ihren eigenen höhern deutschen Behörden keinen Beistand zu erwarten hätten, blieb ihnen keine Wahl. Dem Gesetz der Nothwendigkeit sich fügend, erklärten sie sich also bereit, den Befehlen des französischen Generals zu folgen, und auf dem Richtplatz zu erscheinen.

Aber wo alle Männer zagten, wo sie alle scheu und feig ihren Schmerz und ihre Demüthigung hinunter würgten, da erhoben sich die Frauen in der echten kühnen Begeisterung ihres Schmerzgefühls. Sie konnten nicht drohen, nicht ihre Hand bewaffnen mit dem Schwert, wie die Männer, aber sie konnten flehen und bitten, und statt der Waffen in ihren Händen hatten sie die Thränen in ihren Augen.

Wenn Du nicht gehen willst, um für einen deut-

schen Bürger Recht und Gerechtigkeit zu fordern, so werde ich es thun, hatte die Frau des Bürgermeisters von Braunau zu ihrem Gatten gesagt. Du hast zu sorgen für das Wohlergehen der Stadt, ich aber will für ihre Ehre sorgen. Ich will nicht, daß dieser Tag für uns eine ewige Schmach sei, und daß die Geschichte einst zu berichten habe von der sclavischen Furcht, mit welcher wir uns demuthsvoll dem Willen des französischen Tyrannen gefügt hätten. Ihr Männer wollt nicht bei dem General für Palm sprechen, nun wohl, so werden wir Frauen es thun, und Gott wenigstens wird unsere Worte hören und die Geschichte wird sie aufbewahren!

Sie wandte ihrem Gatten den Rücken, und ging um ihre Freundinnen zu benachrichtigen, und ihre Boten durch die Stadt zu senden.

Und von Straße zu Straße, von Haus zu Haus tönte der Ruf: legt Trauerkleider an, Ihr Frauen, und kommt hinaus auf die Straße. Laßt uns zum General St. Hilaire gehen, und für das Leben eines deutschen Mannes bitten!

Kein Ohr hatte sich diesem heiligen Ruf verschlossen, kein Frauenherz hatte sich ihm abgewandt. Aus allen Häusern und aus allen Hütten kamen sie daher, die

Gräfin sowohl wie die Bettlerin, die Greisin sowohl wie das junge Mädchen; die Mütter führten ihre Kinder an den Händen, und die Bräute liehen ihren Großmüttern ihre Schulter, um sich darauf zu lehnen!

Vor dem Hause der Bürgermeisterin ordnete sich der Zug, dann schritten sie paarweise und langsam, wie die schwachen Füße der schwankenden Greisinnen und der zarten Kinder es erforderten, durch die lange Straße dahin, dem Marktplatz zu.

Der General St. Hilaire stand noch immer am Fenster und blickte staunend hinunter auf das seltsame Gewühl, als die Thür sich öffnete und sein Adjutant eintrat.

Kommen Sie hieher und sehen Sie, rief ihm der General lachend entgegen. Die Tage der großen Revolution scheinen hier einen Nachklang zu finden, und die Weiber scheinen sich zu empören, wie sie es damals thaten. Oh, mein Gott, ich entsinne mich noch sehr wohl jenes Tages, als die Weiber nach Versailles zogen, um mit ihrem Zetergeschrei die Königin zu erschrecken, und vom König Brot zu erflehen. Aber ich bin doch keine Marie Antoinette, und in meinen Hän-

den wachsen keine Kornfelder. Was mögen sie also von mir wollen?

General, eine Deputation der Frauen ist eben in das Hôtel gekommen, und bittet um eine Audienz bei Ew. Excellenz.

Ist die Deputation hübsch? fragte der General lachend.

Die Frau des Bürgermeisters und die ersten Bürgerinnen der Stadt gehören zu der Deputation, sagte der Adjutant ernst.

Und was wollen sie von mir?

General, sie wollen Ew. Excellenz anflehen, die Hinrichtung des deutschen Buchhändlers noch zu verschieben, und ihm eine Gnadenfrist zu gönnen, damit sie Zeit gewinnen sich um Gnade an den Kaiser zu wenden!

Unmöglich, rief St. Hilaire verdrießlich, es ist Zeit, daß diese unangenehme Geschichte endlich begraben und vergessen sei! Keinen Aufschub, keine Frist! Sagen Sie das diesen Weibern! Ich will endlich Ruhe haben! Was liegt denn an diesem Menschen! Sind nicht Tausende der Edelsten und Besten auf unsern Schlachtfeldern begraben, und die Welt ist ruhig weiter gegangen? Sie wird also auch weiter gehen, wenn der

Herr Palm nicht mehr da ist. Wahrhaftig, es ist ein Lamento um diesen deutschen Buchhändler, als wenn er das einzige derartige Exemplar in dem druck- und schreibseligen Deutschland wäre! Gehen Sie und schicken Sie die Frauen fort, ich will nichts von ihnen hören. Wenn aber die jüngste und schönste zu mir herauf kommen will, um mir einen Kuß zu geben, so mag sie's thun!

Der Adjutant entfernte sich und der General trat wieder an's Fenster, um hinunter zu schauen auf das wogende Frauenmeer. Er sah, wie sein Adjutant jetzt aus dem Hause trat und zu der Gruppe von Frauen hinschritt, die etwas abgesondert von den andern stand, und ihn zu erwarten schien. Er sah, wie sein Adjutant mit ihnen sprach, und wie die Frauen dann sich umwandten und den Uebrigen ein Zeichen gaben.

Sofort sanken alle die Frauen auf ihre Kniee nieder, und die gefalteten Hände emporhebend, begannen sie in lauten und feierlichen Accorden ein frommes heiliges Lied zu singen, ein Lied um Erbarmen an Gott und die heilige Jungfrau.

Der General bekreuzigte sich unwillkürlich, und vielleicht ohne es zu wissen, faltete er seine Hände zum stillen Gebet.

Abermals öffnete sich die Thür und sein Adjutant trat wieder ein.

Sagen Sie, was bedeutet dies? rief der General. Ich beorderte Sie, die Frauen nach Hause zu schicken, und statt dessen, richten sie sich häuslich ein auf dem Platz, und singen und plärren ihre Wehklagen!

General, die Frauen beharren bei ihrer Bitte! Sie begehren durchaus Ew. Excellenz selber zu sprechen, um aus Ihrem eigenen Munde zu hören, ob wirklich kein Aufschub, keine Gnade möglich ist. Sie erklären, sie würden den Platz nicht verlassen, bevor sie Ew. Excellenz nicht gesprochen hätten, und wenn man mit Kartätschen unter sie feuerte.

Ah bah, man wird ihnen nicht die Freude bereiten, sie zu Märtyrerinnen zu machen, rief St. Hilaire mürrisch. Kommen Sie, ich will der Sache ein Ende machen! Ich will selbst hinunter gehen, und sie heim schicken.

Er winkte seinem Adjutanten ihm zu folgen, und ging eiligen Schritts hinunter auf den Marktplatz, gerade hinein in den Kreis der Frauen.

Das heilige Lied verstummte, aber die Frauen erhoben sich nicht von ihren Knieen, nur senkten sich ihre Blicke, welche bis jetzt zum Himmel empor ge-

wandt gewesen, auf den General hin, und ihm streckten sie jetzt ihre gefalteten Hände entgegen.

In diesem Moment kam mitten durch das dichte Menschengewühl ein bestäubter Reisewagen die Straße herauf gefahren, und bog auf den Marktplatz ein, um vor dem großen dort belegenen Gasthof anzuhalten. Eine bleiche junge Frau lehnte aus dem Wagen, und blickte staunend auf das wunderbare Schauspiel hin, das sich da vor ihren Blicken entfaltete.

Die knieenden Frauen, welche den ganzen Marktplatz erfüllten, achteten nicht auf den Wagen, es kam ihnen gar nicht in den Sinn, ihre Reihen zu öffnen, um ihn durchzulassen, er mußte also anhalten und warten!

Die junge bleiche Frau, als fühle sie, daß das, was alle Frauen hier auf ihre Kniee nieder warf, auch sie angehen müsse, verließ hastig den Wagen, und näherte sich den knieenden Frauen.

Auf einmal hörte sie eine laute gebieterische Stimme, welche fragte: was begehren diese Damen von mir? Sie haben verlangt mich zu sprechen, hier bin ich! Was verlangen Sie von mir?

Gnade! riefen hundert und aber hundert Stimmen. Aufschub der Hinrichtung! Gnade für Palm!

Ein lauter fürchterlicher Schrei tönte von den Lippen der bleichen jungen Reisenden, wie beflügelt eilte sie vorwärts, gerade zu dem General hin.

Ein Gemurmel der Verwunderung erhob sich in den Reihen der Frauen; ihr Instinct sagte ihnen, daß hier etwas Außerordentliches sich begebe, ihr Herz begriff, daß diese todesbleiche junge Frau, die jetzt mit keuchender Brust, mit flammenden Augen dem General gegenüber stand, in irgend einer näheren Beziehung zu dem armen Verurtheilten stehen müsse. Jede hielt den Athem an, um ihre Stimme zu hören, ihre Worte zu verstehen.

Sie flehen um Gnade für Palm? fragte die bleiche junge Frau mit einer Stimme, in welcher ihre ganze Seele zitterte. Sie sprechen von Hinrichtung? Ihr wollt ihn also ermorden? Ihr habt ihn also schmählich und schändlich verurtheilt?

Und während sie so fragte, bohrten sich ihre Augen wie zwei Dolchspitzen in das Antlitz des Generals.

Wägen Sie Ihre Worte besser ab, ich bitte, sagte der General rauh, das Kriegsgericht hat den Hochverräther verurtheilt; er wird also nicht gemordet, sondern gestraft für ein begangenes Verbrechen. Und aus diesem Grunde, fuhr er, den Frauen zugewandt

mit lauterer Stimme fort, aus diesem Grunde kann ich auch Ihre Bitte nicht erfüllen. Das Kriegsgericht hat das Urtheil ausgesprochen, ich habe nicht die Macht den Spruch rückgängig zu machen! Der Kaiser Napoleon allein könnte das, wenn er hier wäre. Aber da er in Paris, also unerreichbar ist, so muß das Gesetz seinen Lauf haben. Heute Mittag um zwei Uhr wird Palm erschossen!

Erschossen! schrie die junge Frau, und einen Moment taumelte sie, als wolle sie zusammen brechen, aber dann raffte sie sich muthig wieder zusammen, und ihre Arme weit ausstreckend nach den Frauen hin, rief sie: bittet mit mir, meine Schwestern, daß ich Palm sehen, daß ich ihm Lebewohl sagen kann! Ich bin sein Weib, und ich bin gekommen, um mit ihm zu sterben!

Und wie eine gebrochene Lilie sank sie zu des Generals Füßen hin. Im Kreise der Frauen wogte es auf, wie wenn ein plötzlicher Windstoß die Wellen bewegt, ein Murmeln und Seufzen, ein Weinen und Aechzen erfüllte die Luft, und war die einzige Sprache, das einzige Flehen, dessen die bewegten Frauenherzen mächtig waren!

Der General neigte sich zu Anna nieder und hob sie auf. Madame, sagte er laut genug, um auch von

den andern Frauen gehört zu werden, Madame, Ihre Bitte ist Ihnen gewährt. Die einzige Gnade, welche der Verurtheilte sich erbeten hat, ist diese, daß er Sie vor seinem Tode noch sehen könnte, und wir haben sie ihm gewährt. Folgen Sie also meinem Adjutanten, er wird Sie zu ihm führen. Palm erwartet Sie!

Ah, ich wußte es wohl, daß er mich erwartet, und daß Gott mich zur rechten Zeit zu ihm führen würde! rief Anna, ihre freudestrahlenden Blicke zum Himmel empor gewandt.

IV.

Die Todesstunde.

Palm war in seinen Kerker zurückgekehrt, ohne eine Klage auszustoßen, einen Vorwurf zu äußern. Nichts in seinem Wesen verrieth seinen tiefen Seelenschmerz, seine tiefe Empörung. Er wußte wohl, daß weder seine Klagen, noch seine Vorwürfe sein Schicksal zu ändern vermöchten, und er wollte es daher tragen und hinnehmen, wie ein Mann.

Mit einem rührenden Lächeln grüßte er Balthasar, der ihn an der Thür seines Kerkers empfing, und der nicht mehr nöthig hatte, die Thränen zu verbergen, die in seinen Augen standen.

Armer Freund, sagte Palm freundlich, Du wußtest also schon, was mir bevorstand, und es erbarmte Dich mich so heiter zu sehen! Nun jetzt wirst Du mein

Geschenk wohl annehmen können, denn nun werde ich doch frei, so frei, daß keine Bande und Fesseln mich jemals mehr halten können. Und Du hast mir versprochen, mein Geschenk nicht zurückzuweisen, wenn man mir die Freiheit wieder gegeben hätte! Ich habe sie erhalten, Freund, nimm also!

Er nahm die Nadel von dem Tisch, und reichte sie dem Schließer dar. Dieser empfing sie mit einem kaum unterdrückten Seufzer, und als er sich niederbeugte, um die Hand zu küssen, welche sie ihm dargereicht, fiel eine glühende Thräne aus seinen Augen auf Palm's Hand nieder.

Oh, sagte Palm gerührt, ich gab Dir nur ein kleines Goldgeschmeide, und Du giebst mir dafür einen Diamanten! Ich danke Dir, mein Freund, und ich weiß, Du wirst in meiner Todesstunde für mich beten! Jetzt gönne mir eine Stunde des Alleinseins, denn ich muß mich sammeln, und mit Gott berathen über das, was mir bevorsteht. Darfst Du mir Feder und Papier geben?

Ich habe es schon da in die Chatoulle Ihres Tisches gelegt, sagte Balthasar leise, alle Verurtheilten haben das Recht ihren letzten Willen für ihre Familie niederzuschreiben, und ich schwöre Ihnen beim ewigen

Gott, daß ich das, was Sie schreiben, an seine Adresse befördern will.

Ich danke Dir, Freund, laß mich also allein, daß ich schreiben kann. Aber höre! Entferne Dich nicht zu weit, bleib in dem Corridor, damit, wenn sie kommt, Du gleich da bist, aufzuschließen.

Sie? fragte der Schließer. Was für eine sie?

Palm stockte, er konnte das Wort nicht gleich aussprechen, denn die Thränen stiegen aus seinem Herzen empor, und legten sich schwer auf seine Zunge. Meine Frau! sagte er endlich mühsam. Geh und erwarte sie, denn sie kommt gewiß!

Er winkte Balthasar hinauszugehen, und setzte sich dann matt und erschöpft auf seinen Binsensessel nieder. Einen Moment kam der ganze Jammer und die ganze Erdenqual über ihn, und wälzte sich wie eine Lawine auf sein Herz hin. Er neigte sein Haupt auf seine Brust, die Arme hingen schwer und schlaff an seinem Körper nieder, und einzelne Thränen, groß wie Kinderthränen, brennend wie Feuer, rollten über seine Wangen nieder. Aber dies dauerte nicht lange, denn grade diese heißen Thränen weckten ihn wieder, und rüttelten ihn auf aus der Betäubung seines Schmerzes.

Er richtete sein Haupt wieder empor und trocknete

die Thränen von seinen Wangen fort. Ich habe keine Zeit zu weinen, sagte er leise vor sich hin, meine Stunden sind gezählt, und ich muß an meine Anna schreiben. Mein Vermächtniß für sie und meine Kinder!

Er nahm aus der Chatoulle das Schreibgeräth, das Balthasar da sorglich für ihn bereit gelegt, und setzte sich an den Tisch, um zu schreiben. Nur wählte er seinen Platz so, daß er die Thür seines Kerkers immer vor Augen hatte, und oft, während er schrieb, hoben sich seine Blicke von dem Papier empor und richteten sich lauschend nach der Thür hin.

Jetzt hörte er in der That Schritte, welche sich näherten, jetzt ward der Schlüssel in das Schloß gesteckt!

Palm legte die Feder hin und stand auf.

Die Thür öffnete sich, Anna trat ein. Sie schwebte ihm entgegen mit einem seligen Lächeln; er schloß sie in seine Arme, und ihr Haupt küssend, welches an seiner Brust ruhte, flüsterte er leise: Gott segne Dich, daß Du gekommen bist! Ich wußte es wohl, daß ich Dich nicht vergeblich erwarten durfte!

Der Schließer stand an der geöffneten Thür und weinte. Sein Schluchzen erinnerte Palm an ihn.

Balthasar, sagte er bittend, und mit der Hand

auf Anna hindeutend, die immer noch schweigend an ihm ruhte, Balthasar, Du wirst mich mit ihr allein lassen, nicht wahr, mein Freund?

Es ist strenger Befehl, die Verurtheilten niemals allein mit Andern zu lassen, murmelte Balthasar. Sie könnten ihnen leicht Waffen zustecken, oder Gift, sagen die klugen Herren.

Palm legte seine Hand wie zum heiligen Schwur auf das Haupt seiner Frau. Balthasar, sagte er, bei diesem heiligen und geliebten Haupt schwöre ich Dir, daß ich mein Leben nicht freiwillig enden will. Ich schenke es meinen Mördern. Willst Du mich jetzt allein mit ihr lassen?

Ich will es, denn es wäre grausam, es nicht zu thun, sagte Balthasar. Was Sie einander zu sagen haben, darf nur Gott hören! Ich gebe Ihnen eine halbe Stunde, dann werden die Beamten und der Priester kommen, und es steht alsdann nicht mehr in meiner Macht, diese Thür verschlossen zu halten. Aber bis dahin soll Niemand Sie stören.

Er verließ den Kerker und schloß die Thür hinter sich zu.

Die beiden Gatten waren jetzt allein miteinander,

sie hatten eine halbe Stunde zum letzten Zwiegespräch, zum letzten Lebewohl!

Es giebt heilige Momente, welche, wie der Flügel des Schmetterlings, von der leisesten Berührung einer Menschenhand verletzt werden, und denen man sich daher nicht nahen darf, es giebt Worte, die kein menschliches Ohr belauschen soll, und Thränen, die nur Gott zählen darf! —

Nach einer halben Stunde öffnete der Schließer wieder die Thür und trat ein. Palm und seine Gattin standen mitten in dem Raum, und sich mit dem einen Arm fest umschlungen haltend, schauten sie einander an, ruhig, klar und lächelnd, wie zwei von der Erde entrückte Geister.

Das Papier, auf welchem Palm geschrieben, lag nicht mehr auf dem Tisch, sondern ruhte jetzt auf Anna's Herzen; der goldene Trauring, den Palm an seinem Finger getragen, war von demselben verschwunden, und glänzte jetzt neben ihrem eigenen Trauring an Anna's Hand.

Der Geistliche ist da, sagte der Schließer, und auch die Soldaten stehen schon im Corridor. Es ist die höchste Zeit.

So gehe denn, Anna, sagte Palm, seinen Arm, der ihren Nacken umschlungen hielt, zurückziehend.

Aber sie warf sich mit einem einzigen langen Schmerzensschrei an seine Brust. Du verurtheilst mich also zum Leben? rief sie schmerzvoll. Du willst unsere Wege trennen? Oh, sei barmherzig, mein Geliebter, denke daran, daß wir uns gegenseitig vor dem Altar geschworen haben, Leben und Tod mit einander zu theilen! Laß mich also mit Dir sterben!

Nein, sagte er innig und fest, nein, Anna, Du sollst mit mir leben! Meine Kinder sind mein Leben und mein Herz, das mit Dir fortlebt! Jeden Morgen werde ich Dich grüßen aus den Augen unserer Kinder, und wenn sie Dich umarmen, so denke, daß es meine Arme sind, welche Dich umschließen. Lebe für unsere Kinder, Anna, lehre sie ihren Vater lieben, der zwar nicht mehr bei ihnen ist, dessen Seele aber Dich und sie umschwebt! Schwöre mir, daß Du leben und das Leben muthig und fest ertragen willst!

Ich schwöre es, sagte sie leise.

Und jetzt, meine Anna, verlaß mich! Meine letzten Momente gehören Gott!

Er küßte ihre Lippen, welche kalt waren wie Marmor, und geleitete sie sanft der Thür zu.

Nun hob Anna ihr Haupt empor, mit einem langen, letzten Blick ihn auzuschauen. Du willst, daß ich leben

soll, sagte sie, ich werde es thun, so lange es Gott gefällt. Ich nehme also Abschied von Dir, aber nicht auf ewig und auf nicht gar lange Zeit. Wir Menschen sind ja Alle nur arme Wanderer, welche der Wille Gottes hinausgeschickt hat auf die Erde zur Wanderschaft. Aber zuletzt öffnet er uns doch wieder die Pforten der Heimath und ruft uns wieder heim! Ich hoffe auf meine Heimkehr, mein Geliebter. Auf Wiedersehen also!

Auf Wiedersehen!

Sie reichten sich noch einmal die Hand und schauten sich an mit einem Lächeln, das wie der letzte Strahl der untergehenden Sonne ihr Antlitz verklärte.

Dann schritt Anna, rückwärts gehend, um ihn immer noch zu sehen, um sein Bild tief in ihr Herz zu prägen, über die Schwelle. Der Schließer drückte hastig die Thür hinter ihr zu.

Draußen hörte Palm einen herzzerreißenden Schrei, dann ward Alles still.

Einige Minuten später öffnete sich wieder die Thür, und ein katholischer Geistlicher trat ein.

Meine Frau ist ohnmächtig geworden, nicht wahr? fragte Palm.

Nein, sie schien nur, als die Thür sich schloß, von

einem plötzlichen Schwindel ergriffen, dann aber raffte sie sich wieder empor und eilte fort. Der Herr Gott möge ihr gnädig sein!

Er wird es sein, sagte Palm zuversichtlich.

Er möge auch Ihrer sich erbarmen, mein Sohn, sagte der Priester. Lassen Sie uns beten, öffnen Sie mir Ihre Seele und Ihr Herz!

Meine Seele und mein Herz liegen frei vor Gott da, er wird sie schauen und sie richten, sagte Palm. Ich gehöre nicht zu Ihrer Kirche, mein Vater, ich bin Protestant. Aber wenn Sie mit mir beten wollen, so thun Sie es, und wenn Sie mir Ihren Segen ertheilen wollen, so werde ich ihn dankbar annehmen, denn einem Sterbenden thut es immer wohl, eine segnende Hand auf seiner Stirn zu fühlen!

Die Glocke schlug zwei Uhr und jetzt wirbelten die Trommeln, und vom Kirchthurm begann das Armesünderglöcklein zu läuten. In ganz Braunau herrschte eine tödtliche, schauerliche Stille. Alle Häuser waren geschlossen, alle Fenster verhangen.

Niemand wollte dem fürchterlichen Schauspiel zusehen, das der Despotismus des fremden Gewalthabers ihnen bereitete. Die Frauen und Kinder waren in ihre Häuser zurückgekehrt und in ihren verhüllten Stuben

lagen sie auf ihren Knieen und beteten. Die Männer hielten sich verborgen, um ihre Schaam und ihre Wuth nicht sehen zu lassen.

Niemand war daher auf der Straße, als die fürchterliche Procession sich nahete. In der Mitte von Soldaten und Gensd'armen kam ein elender Karren daher gerumpelt. Rückwärts auf diesem Karren, die Hände auf dem Rücken zusammen gebunden, saß Palm; ihm gegenüber der Geistliche, mit dem Crucifix in der Hand, Gebete murmelnd.

Die deutschen Bewohner Braunau's hatten wohlgethan, ihre Thüren zu verschließen und ihre Fenster zu verhängen, denn es war die Schmach und das Elend Deutschlands, welche da durch die Straßen rasselten!

Aber nicht alle waren sie so glücklich gewesen, daheim bleiben zu dürfen. Der Wille des fremden Gewalthabers hatte über sie anders bestimmt und die Magistratsbeamten und die Behörden hatten sich in ihrer Amtstracht hinaus begeben auf den Richtplatz.

Da standen sie, stumm vor Schaam, Erstaunen und Entsetzen, die Augen niedergeschlagen, den Sclaven gleich, welche durch das Joch hindurch gehen!

Hinter ihnen standen hundert Zuschauer, aber nicht

solche Leute, denen die Hinrichtungen nur ein pikantes Schauspiel, eine seltene Zerstreuung sind, sondern Männer mit düstern, zornigen Blicken, Männer, welche gekommen waren, um heimlich in ihren Herzen an dieser Stelle, wo ein letztes Stück deutscher Ehre sich verbluten sollte, dem Frevler eine heilige Rache zu schwören. Das Blut des Märtyrers sollte sie begeistern zu der endlichen, heiligen That der Sühne!

Palm war von dem Karren herniedergestiegen, und mit raschem, entschlossenem Schritt ging er zu der Stelle hin, die man ihm bezeichnete und neben welcher ein frisch aufgeworfenes Grab sich befand.

Die Hand des Profoses zurückwehrend, entledigte er sich selber seines Oberkleides und warf es hinter sich in das offene Grab. Dann richtete er seine Blicke hinüber nach der Seite, wo der Magistrat, wo seine deutschen Brüder sich befanden.

Freunde, rief er laut, möge mein Tod Euch Segen bringen, möge mein Blut Euch nicht vergebens vergossen sein, sondern Euch vielmehr —

Lautes Trommelwirbeln übertönte seine Worte.

Der General winkte, sechs Schüsse krachten.

Palm sank zur Erde, aber er richtete sich wieder

empor. Nur eine einzige Kugel hatte ihn getroffen, das Blut strömte aus seiner Brust, aber er lebte noch.

Eine zweite Rotte trat vor, auf's Neue krachten sechs Schüsse!

Aber die Soldaten, welche gewohnt waren in der Schlacht ihr Ziel sicher in's Auge zu fassen, hatten hier, wo sie Henkerdienste thun sollten, ihr Auge abgewandt, und ihre Hände, welche niemals in der Schlacht gezittert hatten, zitterten jetzt.

Zum zweiten Mal erhob sich Palm von der Erde, ein keuchendes, blutendes Opfer, das mit seinen emporgehobenen blutigen Händen den Himmel anzuflehen schien um Rache und Vergeltung.

Eine dritte Gewehrsalve krachte.

Dies Mal richtete Palm sich nicht wieder auf. Er war todt! Gott hatte seine Seele empfangen. Sein blutiger Körper lag auf der deutschen Erde, als wolle er sie düngen zum Werk der Vergeltung.

V.

Die Kriegserklärung Preussens.

König Friedrich Wilhelm der Dritte hatte heute noch nicht sein Kabinet verlassen. Seit dem frühesten Morgen hatte er sich in dasselbe zurückgezogen, um zu arbeiten. Landkarten, Schlachtpläne und aufgeschlagene Bücher lagen auf den Tischen um ihn her, und in ihrer Mitte saß der König, sinnenden Blicks und sorgenvoller Miene.

Ein leises Klopfen an der Thür störte ihn in seinen Gedanken. Der König hob sein Haupt empor und horchte. Das Klopfen wiederholte sich.

Das kann nur sie sein, sagte er vor sich hin, und ein leises Lächeln flog durch seine Züge. Er eilte nach der Thür hin und öffnete sie.

Seine Ahnung hatte ihn nicht getäuscht. Es war die Königin, welche da vor der Thür stand. Lächelnd,

anmuthsvoll und heiter wie immer, trat sie in das Kabinet ein, und reichte ihrem Gemahl ihre Hand dar.

Zürnst Du mir, mein theurer Freund, daß ich Dich gestört habe? fragte sie zärtlich. Aber mir schien, Du habest heute lange genug für den Staat gearbeitet, und da konntest Du Deiner Luise auch wohl eine Viertelstunde weihen! Du weißt wohl, wenn ich Dich nicht am Morgen gesehen habe, so fehlt meinem Tage der rechte Sonnenschein, und er ist grau und düster. Deshalb, da Du heute noch nicht zu mir gekommen bist, komme ich zu Dir. Guten Morgen, mein Herr und Gemahl.

Guten Morgen, meine Königin, sagte der König, einen Kuß auf die durchsichtig weiße Stirn der Königin drückend. Füge hinzu, guten Tag, meine theure Luise, denn ein Glückwunsch aus so schönem und edlem Munde wird hoffentlich alle bösen Geister schrecken, und machen, daß dieser Tag wirklich gut wird. Ich erwarte gar Vieles von ihm!

Die Stirn des Königs, welche sich bei dem Erscheinen der Königin ein wenig aufgeklärt hatte, bewölkte sich wieder, und er blickte düster vor sich hin.

Die Königin sah es und legte sanft ihre Hand auf seine Schulter. Du bist nicht heiter, mein Freund,

sagte sie zärtlich. Soll ich nicht meinen Antheil haben an Deinem Kummer? Gebührt er Deinem Weibe nicht? Oder willst Du mir grausam entziehen, worauf ich ein Recht habe? Sprich zu mir, mein Gemahl, gieb mir meinen Antheil an Deinen Schmerzen. Vertraue mir, was diese Wolken auf Deiner edlen Stirn zu bedeuten haben, und was Deine Seele so sehr beschäftigt, daß Du darüber sogar mich und die Kinder vergißt, und uns Deines freundlichen Morgengrußes beraubst?

Aber selbst diese innigen Worte der Königin vermochten die Stirn des Königs nicht wieder zu erhellen, er vermied es, ihren schönen und leuchtenden Augen, die forschend auf ihm ruhten, zu begegnen, und wandte den Blick zur Seite.

Regierungsgeschäfte, sagte er kurz. Nichts Interessantes und Würdiges, um meiner Königin präsentirt zu werden. Wollen nicht damit die glücklichen Minuten Deiner Gegenwart verbittern! Setzen wir uns.

Die Königin kannte ihren Gemahl sehr genau, sie wußte, daß man ihm nicht widersprechen durfte, wenn er in dieser kurzen rauhen Weise sprach, und daß es dann das Beste sei, seine Verstimmung unbeachtet zu lassen, oder wo möglich sie zu zerstreuen.

Sie folgte ihm daher schweigend zu dem Divan, und setzte sich, mit einem holden Lächeln ihn einladend, neben ihr Platz zu nehmen.

Der König that es, und Luise lehnte zärtlich ihr Haupt an seine Schulter. Wie süß ist es, sein schwaches Haupt an eines starken Mannes Brust zu lehnen, sagte sie. Mir scheint, so lange ich in Deiner Nähe bin, kann mir kein Unglück nahen, und ich schmiege mich vertrauensvoll und selig an Dich, wie der Epheu, der die starke Eiche umrankt.

Der Vergleich ist nicht richtig, sagte der König, der Epheu blüht nicht und duftet nicht. Du aber bist die schönste Purpurrose, die Königin der Blumen!

Wie? Mein Herr läßt sich herab, mir Artigkeiten zu sagen? rief die Königin mit einem frischen und fröhlichen Lachen, indem sie ihr Haupt von des Königs Schulter erhob, und ihn schalkhaft anschauete. Aber, mein Herr, Dein Vergleich ist auch nicht richtig. Die Purpurrosen haben Dornen und Stacheln, und verwunden Jeden, der sie berührt. Ich aber möchte um alle Herrlichkeiten der Welt Dir nicht wehe thun und Dich verletzen! Wäre ich eine Rose, so würde ich alle meine duftenden Blätter abschütteln, um Dir ein Kissen daraus zu bereiten, auf dem Dein edles Haupt aus-

ruhen möchte von der Mühsal und der Pein des Tages, und auf dem Du schöne Träume von einer glücklichen Zukunft finden solltest.

Nur Träume von einer glücklichen Zukunft! sagte Friedrich Wilhelm sinnend. Du magst wohl Recht haben, daß die Hoffnung auf eine glückliche Zukunft in der That nur ein Traum ist!

Nein, rief die Königin, die strahlenden Augen zum Himmel erhebend, ich glaube fest an das Glück der Zukunft, ich glaube und weiß, daß Gott Dich, den edelsten und schuldlosesten der Fürsten, dazu auserwählt hat, den Uebermuth dieses verwegenen Tyrannen zu brechen, der die ganze Welt unter sein despotisches Joch schmieden möchte, und in seiner ehrgeizigen Ländergier die Hände erhebt nach allen Fürstenkronen! Deine Krone soll er nicht berühren! Die ist der Fels, an dem seine Macht scheitert, und zu dessen Füßen sich seine stolzen Wogen brechen werden. Preußen wird die Schmach Deutschland's sühnen, dessen bin ich gewiß, und darum bin ich auch so glücklich und vertrauensvoll, seit Du, mein Herr und König, die Larve dieser falschen Freundschaft zu dem Tyrannen weggeworfen und ihm Dein offenes, zürnendes Feindes-Antlitz gezeigt hast. Es lag auf meinem Herzen, wie

eine schwere Wolke, so lange wir noch diplomatisirten und vermittelten, und um Frieden buhlten, und Vortheile erhofften von diesem Mann ohne Treu und ohne Glauben, ohne Ehrlichkeit und Wahrheitsliebe. Jetzt, seit Du ihm feindlich gegenüber getreten, seit Du Deine Armee in Kriegsbereitschaft gesetzt hast, jetzt ist die Wolke verschwunden, und Alles in mir ist wieder licht und freudenhell!

Und dennoch, wer weiß, ob ich Recht gethan habe, seufzte der König. Der Friede ist ein gar köstliches Ding, und das Volk bedarf dessen so sehr zu seinem Wohlergehen!

Aber Dein Volk will keinen Frieden, rief die Königin. Es schreit und jauchzt nach Krieg und wünscht nichts sehnlicher, als endlich diesem unseligen Zwitterzustand ein Ende gemacht zu sehen. Du hast jetzt mobilisiren lassen, und schon haben sich alle Gesichter erhellt und alle Herzen aufgerichtet, verkünde Deinem Volk, daß Du dem Usurpator den Krieg erklären willst, und ganz Preußen wird sich jauchzend erheben, und wie zu einem Siegestanz auf das Schlachtfeld eilen!

Du sprichst von der Armee und nicht vom Volk, sagte der König. Die Armee freilich ist kampfesdurstig und ist auch überzeugt, daß sie siegen wird.

Indeß, wer weiß, ob sie sich nicht irrt. Es ist lange her, daß wir uns geschlagen haben, während Napoleon's Heere kriegsgewohnt, kriegsgeschult sind, und täglich im Felde stehen.

Das Heer Friedrichs des Großen, das Heer meines Königs hat nichts zu fürchten von den Horden des Barbaren! rief die Königin mit flammenden Augen.

Der König zuckte leicht die Achseln. Ich bedarf der Verbündeten, sagte er, allein vermag ich diesen Kampf nicht auszukämpfen. Wenn die norddeutschen Höfe meiner Einladung folgen, wenn sie sich mir anschließen, wenn endlich Oesterreich auf meinen Vorschlag eingeht, und sich mit mir vereinen will, dann hoffe ich auf glücklichen Erfolg. — Dies Alles wird sich noch heute entscheiden, denn ich erwarte heute die Rückkehr zweier wichtiger Abgesandten, die Rückkehr Hardenberg's, der meine Vorschläge nach Wien gebracht, und die Rückkehr Lombard's, den ich an die kleineren deutschen Höfe abgeschickt, um ihnen ein Schutz- und Trutzbündniß anzubieten, im Gegensatz zum deutschen Rheinbund Napoleon's. Ich gestehe Dir, Luise, ich zittere vor ihren Antworten, ich kann heute keinen andern Gedanken fassen, keinem andern Gefühl mich

hingeben, als nur diesem Einen! Und nun weißt Du, fuhr er lächelnd fort, weshalb ich heute morgen sogar vergessen konnte, Dich zu begrüßen. So geht es! Ich wollte meine Unruhe als Geheimniß in meiner Brust bewahren, aber wo giebt es ein Mittel einer solchen Zauberin zu widerstehen. Du weißt nun Alles!

Und weißt Du auch schon die neue Unthat, die der Tyrann verübt hat? fragte die Königin. Weißt Du, daß er auf deutschem Boden herrscht und befiehlt, als wäre Deutschland nur noch seine Provinz und alle Fürsten seine Vasallen? Mitten im Frieden hat er einen deutschen Bürger aus seinem Hause wegschleppen, auf deutschem Boden hat er ein französisches Kriegsgericht zusammentreten lassen, und dies Kriegsgericht hat es gewagt, einen deutschen Bürger zum Tode zu verurtheilen, bloß weil er, ein deutscher Buchhändler, eine Schrift verbreitet hat, welche Deutschland's Erniedrigung beklagt. Weißt Du, daß Palm erschossen worden?

Ich weiß es schon seit drei Tagen, sagte der König düster. Ich verschwieg es Dir, um Dich nicht zu betrüben!

Aber die öffentliche Meinung verschweigt heute nichts, rief Luise glühend, und die öffentliche Meinung

von ganz Deutschland schreit gegen den Tyrannen, der so deutsches Recht und deutsche Ehre mordet. In allen Städten werden Sammlungen eröffnet für Palm's Familie, für sein junges Weib und seine Kinder. Die Armen und die Reichen beeilen sich je nach ihren Kräften, den Hinterlassenen des Märtyrers Gaben der Liebe darzubringen, und glaube mir nur, dieses Geld, das Deutschland jetzt für Palm's Wittwe sammelt, wird die Drachensaat sein; es werden einst geharnischte Krieger aus ihm hervorgehen, und aus dem unschuldig vergossenen Blut wird Deutschland's Rache aufblühen! Vergönne mir, mein Freund, auch meinen Antheil zu haben an dieser Saat der Liebe und der Rache. Man brachte mir heute Morgen eine Liste, auf welcher sich die ersten und edelsten Familien mit namhaften Summen für Palm's Wittwe unterzeichnet hatten, und man fragte bei mir an, ob es gestattet sei, daß auch meine Damen und mein Hofstaat unterzeichnen dürften. Ich möchte es ihnen gewähren, aber ich möchte mehr thun, ich möchte selber unterzeichnen, und mein Scherflein beisteuern. Willst Du es mir gestatten?

Man wird das wieder für eine Demonstration halten, sagte der König unruhig, man wird sagen, daß wir Streit und Unfrieden suchen und die Ge-

müther aufregen möchten zum Mißvergnügen! Ich glaube, es wäre klüger, nicht vor der Zeit eine öffentliche Demonstration zu machen, sondern zu warten und still zu sein, bis die rechte Zeit gekommen ist?

Und wann wird diese rechte Zeit kommen, wenn sie jetzt noch nicht da? rief die Königin schmerzvoll. Gedenke, mein Geliebter, an all' die Kränkungen und Demüthigungen, die wir in letzter Zeit von diesem Despoten erduldet haben, und welche Du, in edler, großmüthiger Resignation, um Deinem Volk den Frieden zu erhalten, unbeachtet gelassen. Bedenke, daß er allein Dich bestimmte Hannover zu occupiren, daß er Dir den Besitz desselben garantirte, und jetzt, da Deine Truppen es besetzt haben, heimlich und ohne Dir ein Wort zu sagen, sich an England wendet, ihm den Frieden anbietet, und als Friedenspfand vorschlägt, Hannover wieder mit England zu vereinen, und sich erbietet es wieder zurückzugeben.*)

Es war eine schwere Beleidigung, rief der König ungewöhnlich lebhaft, ich habe darauf geantwortet, indem ich die Mobilisirung meiner Armee befahl.

Aber unsere Armeen stehen gerüstet still und war-

---

*) Historisch. Siehe: Häusser, Deutsche Geschichte V. 754.

ten, rief die Königin schmerzlich, und in Paris verhandelt General Knobelsdorf mit Bonaparte um den Frieden!

Er soll verhandeln und diplomatisiren, bis ich bereit bin und gerüstet, rief Friedrich Wilhelm, bis ich weiß, wer von den deutschen Fürsten sich für und wider mich erklärt. Man muß vor allen Dingen seine Streitkräfte kennen, um seine Pläne machen zu können! Ich muß daher wissen, wer mit mir ist!

Gott ist mit Dir und Deutschlands Ehre, rief die Königin, und auf einen treuen Freund kannst Du mit Sicherheit zählen.

Du meinst den Kaiser von Rußland? fragte der König. Ich habe freilich gestern einen Brief von dem Kaiser erhalten, in welchem er meldete, „daß er mit einem Heer von siebenzigtausend Mann, unter seiner persönlichen Anführung, als treuer Freund und Nachbar mir zur Hülfe ziehen, und rechtzeitig auf dem Schlachtfeld erscheinen werde, sei's am Rhein, oder jenseits desselben!"

Oh, der edle und treue Freund! rief die Königin freudevoll.

Ja, sagte der König bedächtig, er verspricht viel, aber russische Versprechungen marschiren schneller, als

russische Heere.*) Ich fürchte, die Begebenheiten werden uns so fortreißen, daß wir nicht warten können, bis der Kaiser mit seiner Armee da ist. Sobald Napoleon ahnt, daß meine Rüstungen ihm gelten, wird Er es sein, der mir den Krieg erklärt. Er ist immer schlagfertig, seine Armee ist immer auf dem Kriegsfuß. Mag er sein, was er will, er ist jedenfalls ein tapferer und großer Feldherr, und ich weiß nicht, setzte der König leise hinzu, ich weiß nicht, ob wir einen Feldherrn von gleichem Talent ihm entgegen zu stellen haben. Oh, Luise, ich beneide Dich um Deine Sicherheit, um Dein kühnes Vertrauen! Hegst Du denn gar keine Zweifel, keine Unruhe!

Unruhe? rief die Königin mit einem stolzen Lächeln. Ich glaube und bin überzeugt, daß es jetzt nur Eins giebt, was man thun muß. Man muß das Ungeheuer bekämpfen, man muß es niederschmettern, und dann erst darf man von Unruhe sprechen!**) Ich glaube außerdem an die göttliche Vorsehung, ich glaube an Dich, meinen edlen, hochsinnigen und tapfern König und Gemahl, und ich glaube an Deine große und

---

*) Des Königs eigene Worte.

**) Der Königin eigene Worte. Siehe: Schriften von Friedrich von Gentz. Th. IV. S. 169.

herrliche Armee, welche vor Kampfbegierde brennt! Ich glaube an den guten Stern Preußens!

Oh, mir scheint, daß er jetzt sehr von Wolken bedeckt ist, sagte der König traurig.

Der Schlachtendonner wird sie zerstreuen, rief Luise begeistert. Der Pulverdampf reinigt ja die Luft, und nimmt ihr die schädlichen Dünste!

Eben öffnete sich leise die Thür und der Kammerdiener des Königs erschien in derselben.

Majestät, sagte er, Se. Excellenz der Minister Baron von Hardenberg bittet um eine Audienz.

Du siehst, die Entscheidung naht, sagte der König, seiner Gemahlin zugewandt. Ich werde den Minister sogleich bitten, einzutreten!

Der Kammerdiener entfernte sich. Der König ging schweigend, die Hände auf dem Rücken gefaltet, einige Male auf und ab. Luise wagte es nicht, ihn zu stören, nur ihre leuchtenden Augen folgten jeder seiner Bewegungen mit einem Ausdruck inniger Sorge, zärtlicher Theilnahme

Plötzlich, mitten im Zimmer, blieb der König stehen und athmete hoch auf. Ich weiß nicht, sagte er, mir ist fast freudig und glücklich zu Muthe, daß ich endlich vor der letzten Entscheidung stehe. Franz von Sik-

kingen hat wohl Recht: „Besser ein Ende mit Schrecken, als ein Schrecken ohne Ende!"

Oh, rief die Königin freudig, daran erkenne ich meinen edlen und tapfern Gemahl. Wenn er das Schreckniß nicht mehr durch mildes Wort und sanfte Klugheit bannen kann, so hebt er seinen Ritterarm empor und zerschmettert es! Aber wir dürfen Deinen Minister nicht mehr warten lassen, ich gehe also. Nur Eins noch! Erlaubst Du mir für Palm's Wittwe zu unterzeichnen? Nicht als Königin, sondern nur als Frau, welche das Elend einer ihrer deutschen Schwestern mit empfindet, und aus innerm Herzensdrang ihr helfen möchte. Ich werde mich nicht nennen, die gute Oberhofmeisterin mag statt meiner unterzeichnen. Erlaubst Du es, mein Freund?

Folge Deinem edlen und großmüthigen Herzen, meine Luise, sagte der König, gieb Deinen Antheil für die arme Frau!

Dank, mein Freund, tausend Dank, rief Luise, ihrem Gemahl die Hand darreichend. Er drückte sie zärtlich an seine Lippen, und geleitete die Königin dann bis an die Thür.

Luise wollte ihm hier ihre Hand entziehen, und die Thür öffnen, um hinauszugehen, aber ihr Gemahl

hielt sie fest, und seine Züge nahmen einen verlegenen und befangenen Ausdruck an.

Ich möchte Dich auch noch um etwas bitten, sagte er kurz und hastig. Wenn Du die Oberhofmeisterin in Deinem Namen hast unterzeichnen lassen, so befiehl doch Deinem Hofmarschall, daß er für sich auch dieselbe Summe zeichnet. Ich werde sie ihm aus meiner Chatoulle ersetzen.*)

Die Königin erwiderte nichts; sie schlang ihre schönen, weißen Arme um den Nacken des Königs und drückte einen glühenden Kuß auf seine Lippen, dann wandte sie sich rasch um und verließ das Gemach, vielleicht um ihren Gemahl die Thränen nicht sehen zu lassen, die in ihren Augen standen. —

Der König schaute ihr nach mit einem langen innigen Blick. Oh, sagte er leise vor sich hin, sie ist der Sonnenglanz meines Lebens! Wie öde und kalt wäre es ohne sie? — Und jetzt zu den Geschäften!

---

*) In Berlin, Leipzig und in allen größern Städten Deutschlands nicht allein ward für Palm's Wittwe gesammelt, sondern auch in England und Rußland fanden ähnliche Sammlungen statt. In Petersburg waren der Kaiser und die Kaiserin die Ersten, welche ihren Namen auf die Subscriptionsliste setzten, und eine bedeutende Summe zeichneten. Siehe: Biographie des Johann Philipp Palm. München 1842.

Er eilte hastig nach der entgegengesetzten Thür und öffnete sie. Ich lasse den Minister von Hardenberg bitten, zu mir zu kommen, befahl er dem Kammerdiener, der in der Antichambre wartete.

Wenige Minuten später trat Hardenberg ein. Der König ging ihm einige Schritte entgegen und sah ihn forschend an.

Gute Nachrichten? fragte er.

Majestät, „gut" ist ein sehr relativer Begriff, erwiderte Hardenberg achselzuckend. Ich nenne es schon gut, wenn man eine offene und entscheidende Antwort erhält.

Die also bringen Sie, sagte der König rasch, berichten Sie mir zuerst das Resultat. Die weiteren Auseinandersetzungen nachher!

Ew. Majestät zu Befehl! Das Resultat ist, daß Oesterreich neutral bleiben und jetzt keine Schlacht mehr wagen will. Seine Finanzen sind erschöpft, sein Heer ist durch die vielen Niederlagen demoralisirt und muthlos geworden! Napoleon hat Oesterreich nicht bloß materiell, sondern auch moralisch besiegt. Ein panischer Schrecken vor dem Franzosenkaiser und seinen sieggewohnten Heeren hat sich der Gemüther der österreichischen Soldaten bemächtigt; der Kaiser ist muth-

los und verzagt, und seine Minister wünschen nichts sehnlicher, als einen dauernden Frieden mit Frankreich. Seine Feldherren aber und Generäle fühlen eine so glühende Bewunderung für Napoleons Feldherrntalent, daß selbst der Erzherzog Carl gesagt hat: er würde es für einen Frevel halten, noch länger gegen Napoleon zu kämpfen, statt um seine Bundesgenossenschaft zu werben.*)

Er mochte Recht haben, sagte der König, nur hätte er es statt eines Frevels eine Unbesonnenheit nennen sollen. Ich weiß wohl, daß wir jetzt nicht mehr zurück können, daß die Gewalt der Umstände uns zwingen wird, das Schwert aufzuheben und den Kampf zu wagen, aber ich verhehle mir nicht alle die großen Mißstände und Gefahren, die es für Preußen hat, wenn es allein, ohne wirksame und thätige Bundesgenossen, den Kampf unternimmt. Ich bin jahrelang bemüht gewesen, Preußen vor den Schrecknissen und Uebelständen des Krieges zu bewahren, aber die Umstände sind stärker als ich und ich werde mich ihnen fügen müssen!

---

*) Lebensbilder aus dem Befreiungskrieg. Th. III.

Im Gegentheil, die Umstände werden sich Eurer Majestät fügen müssen und das Schicksal —

Das Schicksal, unterbrach ihn der König hastig, das Schicksal ist kein Hof-Cavalier und es hat mir niemals sonderlich geschmeichelt.

Majestät, ich wollte es machen, wie das Schicksal, ich wollte auch nicht schmeicheln, sagte Hardenberg lächelnd, ich wollte nur die Wahrheit sagen! Das Schicksal scheint sich uns geneigter zu erklären, das wollte ich sagen! Ich habe Briefe von dem englischen Minister Fox erhalten. Der König Georg der Dritte, da er jetzt sieht, daß Preußen Ernst macht und sich zum Kriege rüstet, ist jetzt einer Allianz mit Preußen geneigter. Das erste günstige Zeichen davon ist, daß England die Blokade der norddeutschen Flüsse aufgehoben hat; wir werden bald einen Abgesandten Englands hier anlangen sehen, um mit Preußen Frieden zu schließen und über eine Allianz zu verhandeln, die uns Truppen und Geld zuführt.

Möchte dieser Gesandte bald kommen, seufzte der König, denn wir bedürfen Beides, der Hülfstruppen und des Geldes.*)

---

*) Der Gesandte Englands Lord Morpeth kam leider doch zu spät; erst am 12. October langte er in Weimar, im Hauptquartier

Als nach einer langen Conferenz der Minister Hardenberg das Cabinet des Königs verließ, leuchtete sein Antlitz vor innerer Befriedigung und mit raschen Schritten eilte er hinunter zu seinem Wagen.

Zum Prinzen Louis Ferdinand, befahl er dem Kutscher. So schnell die Pferde laufen!

Prinz Louis Ferdinand befand sich eben inmitten seiner Freunde in seinem Musiksaal, als der Minister Hardenberg eintrat. Er saß vor dem Flügel und phantasirte. Seine Gedanken mußten heute einen erhabenen Schwung genommen haben, denn es war in der Musik, die er den Tasten entlockte, ein Strom von Begeisterung, Kraft und Gluth, und das edle Antlitz des Prinzen leuchtete wie in einer Verzückung. Dicht neben ihm, das Haupt leise an seine Schulter gelehnt, saß Pauline Wiesel, des Prinzen schöne und geistvolle Freundin und horchte mit lächelnden Purpurlippen und feuchten Blicken auf die schönen und schwungvollen Melodien. In der Mitte des Saals befand

---

des Königs an. Aber die französische Partei, Minister Haugwitz, Lombard und Lucchesini wußten es zu verhindern, daß der Lord überhaupt nur eine Audienz bei dem König erlangte und fertigten ihn mit dem Bescheid ab: Die Unterhandlung hänge von dem Ausgang der Schlacht ab, die man eben schlage. Häusser: Deutsche Geschichte II. S. 766.

sich eine mit edlen Weinen und duftenden Südfrüchten besetzte Tafel, und um dieselbe saßen zwölf Herren, die meisten von ihnen in der Uniform höherer Officiere, die andern in Civil. Es waren des Prinzen militairische und gelehrte Freunde, seine täglichen Gesellschaften, die gleich Hardenberg immer das Recht hatten, unangemeldet bei ihm einzutreten.

Der Minister winkte den Herren, welche sich von ihren Sitzen erheben wollten, um ihn zu begrüßen, hastig zu, sitzen zu bleiben und eilte rasch und leise durch den Saal nach dem Prinzen hin, der ihm den Rücken zugewandt hatte und sein Kommen nicht gewahrte.

Mein Prinz, sagte er, ihm leise die Hand auf die Schulter legend, jetzt ist es entschieden, wir werden Krieg haben!

Krieg! jubelte der Prinz und er sprang auf, um den Minister zu umarmen und einen Kuß auf die Lippen zu drücken, die ein so köstliches Wort gesprochen.

Krieg! riefen die Herrn an der Tafel und sie erhoben ihre Gläser und stießen jubelnd an.

Krieg? seufzte die schöne Pauline Wiesel, und indem sie sich leise an des Prinzen Schulter schmiegte,

flüsterte sie: Krieg, das heißt, ich werde Sie verlieren!

Nein, das heißt, ich werde Alles gewinnen! rief der Prinz mit leuchtenden Augen. Ich beschwöre Sie, Pauline, jetzt keine weibliche Schwäche, keine Empfindsamkeit, keine Thränen! Der große Moment ist gekommen! Fassen wir ihn groß auf! Endlich, endlich sollen wir unsere Schmach sühnen, endlich unsere gedemüthigten Häupter wieder erheben können, und uns nicht schämen müssen zu sagen: ich bin ein deutscher Mann!

Jetzt wird Ew. Königliche Hoheit sagen können: ich bin ein deutscher Held! sagte Hardenberg freundlich.

Der Himmel gebe mir, daß Sie recht haben, rief der Prinz. Er gebe mir die Gelegenheit, mir einen kleinen Lorbeerzweig zu verdienen, und müßte ich ihn auch sühnen mit meinem Blut und meinem Leben. Für das Vaterland sterben, ist ein erhabener Tod, und wenn ich so falle, Pauline, so sollst Du nicht weinen, sondern Jubelhymnen singen, und mich selig preisen! Wann, sagen Sie doch, Freund, wann wird der Krieg beginnen?

So schnell als es möglich ist, die einzelnen Armeecorps zusammen zu ziehen, erwiederte Hardenberg.

Wir wissen mit Bestimmtheit, daß Napoleon rüstet, um uns anzugreifen und den Krieg zu erklären. Wir werden uns beeilen, ihm zuvor zu kommen. Preußen ist zu vielfach und zu schwer beleidigt worden, die Herausforderung muß daher von uns ausgehen!

Und der Herr Bonaparte soll uns Revanche geben, rief der Prinz mit flammenden Augen. Es soll ein amerikanisches Duell werden, nur mit dem Tode des Einen darf es enden! Freunde, nehmt Eure Gläser und füllt sie bis an den Rand! Auch Sie, Hardenberg, hier, dieses Glas! Pauline soll es Ihnen kredenzen! Nun laßt uns trinken auf Preußens Ehre, nun ruft mit mir: es lebe der Krieg! Es lebe der Heldensieg! Es lebe der Heldentod!

Es lebe der Krieg! Es lebe der Heldensieg! Es lebe der Heldentod! riefen die Freunde. Die Gläser klirrten, die Augen der Männer leuchteten, aber Paulinen's Augen waren feucht von Thränen.*)

Am Abend dieses Tages begab sich der König, wie gewöhnlich, zur Königin, um mit ihr den Thee

---

*) Prinz Louis Ferdinand mußte seine heldenmüthige Begeisterung mit dem Tode bezahlen. Er fiel in dem Gefecht bei Saalfeld am 10. October 1806.

einzunehmen, den sie ihm selbst servirte. Es war dies die Stunde, in welcher, der Frau Oberhofmeisterin zum Trotz, das königliche Paar alle Etiquette von sich fern hielt, und in ganz bürgerlicher Herzlichkeit und Zwanglosigkeit mit einander verkehrte.

Die Königin war daher ganz allein, als ihr Gemahl zu ihr eintrat. Keine der Hofdamen durfte ihnen den Genuß dieser traulichen Theestunde stören, nur wenn der König es wünschte, durften die königlichen Kinder kommen, um mit ihren Aeltern zu plaudern, und aus den Händen ihrer schönen Mutter ihr Abendessen zu empfangen.

Die Königin ging ihrem Gemahl mit heiterm Liebesgruß entgegen und reichte ihm beide Hände dar. Nun? fragte sie zärtlich. Noch immer eine Wolke auf Deiner Stirn? Komm, laß sie mich fortküssen!

Sie erhob sich auf ihren Fußspitzen und lächelte, als sie dennoch nicht im Stande war, zu der Stirn ihres Gemahls hinaufzureichen.

Du mußt Dich zu mir neigen, sagte sie, ich bin zu klein für dich!

Nein, Du bist groß und herrlich, und Du mußt Dich zu mir neigen, wie die Engel zu dem armen Sterblichen, sagte der König. Ach, meine Luise, ich

fürchte aber, selbst Dein Kuß wird die Wolken nicht mehr von meiner Stirn verjagen!

Hast Du schlimme Nachrichten erhalten? fragte die Königin. Sind Deine Abgesandten gekommen?

Sie sind gekommen! Keine Hülfe von Oesterreich! Das ist Hardenberg's Nachricht! Kein norddeutscher Bund! Das ist Lombard's Nachricht. Jeder verfolgt seine Sonderinteressen und denkt nur an sich. Kursachsen möchte gern selbst einen sächsischen Sonderbund schließen, Kurhessen verspricht uns beizutreten, wenn wir ihm vor allen Dingen eine bedeutende Gebietsvergrößerung zusichern, Oldenburg wartet, was die Andern thun, Waldeck und Lippe haben Lust sich dem Rheinbund anzuschließen, weil sie dabei mehr Vortheil sehen, und der Herzog von Mecklenburg-Schwerin hat ganz stolz geantwortet, er werde neutral bleiben; wenn er sich in Gefahr befände, würde er dankbarlichst den preußischen Schutz annehmen, aber jedes Ansuchen einer Leistung zur Verpflegung müsse er entschieden zurückweisen.*)

Oh diese kleinlichen egoistischen Menschen! rief die Königin entrüstet. Sie wagen es, sich Fürsten zu

---

*) Häusser: Deutsche Geschichte. II. 770.

nennen, und es ist doch kein erhabener Gedanke und nichts von der Majestät des Geistes in ihnen! Böse Saat wird ausgestreut durch den kleinlichen Sinn der Fürsten! Wehe Deutschland und uns Allen, wenn sie einst aufgeht in den Herzen der Völker! — Aber von meinem Vater sagst Du mir nichts? Was hat Mecklenburg-Strelitz geantwortet?

Es stimmt uns bei! Dein Vater ist uns treu!

Ach, aber er hat uns nur ein treues, großes Herz und tapfern Freundesrath zu geben, seufzte die Königin. Sein Land ist zu klein zu anderen Hülfsleistungen. Oh, mein Gemahl, mein Herzblut gäbe ich jetzt darum, wenn ich eines mächtigen Königs Tochter wäre, und mein Vater Dir eine Armee zum heiligen Krieg entgegen führen könnte!

Die Armeen der ganzen Welt wären mit auch nur Einem Tropfen Deines Herzblutes zu theuer bezahlt, sagte der König. Dein Vater hat mir das Höchste und Herrlichste gegeben, was diese Erde trägt, ein edles schönes Weib, eine hochherzige Königin! Dein Vater war der reichste Fürst, als er noch seine Tochter besaß, ich bin der reichste Mann, seit ich Dich besitze!

Er schloß die Königin in seine Arme, und sie lehnte sich an ihn mit einem seligen Lächeln.

Uebrigens, sagte der König nach einer Pause, es giebt doch Einen deutschen Fürsten, der treu zu uns hält, das ist der Herzog von Weimar.

Der Freund Göthe's und Schiller's, rief die Königin.

Der Herzog stellt uns sein Jägerbataillon zur Verfügung, und wird im Kriege sein Commando übernehmen.

Es kommt also jetzt zum Kriege? fragte die Königin freudig.

Ja, es kommt zum Kriege, sagte der König traurig.

Du sagst das, und Du seufzest? rief Luise.

Ja, ich seufze, sagte der König. Ich bin nicht so glücklich wie Du und die Kriegslustigen, ich glaube nicht an die Unbesiegbarkeit meines Heeres. Ich fühle, daß es nicht gut gehen kann! Es ist eine unbeschreibliche Verwirrung in allen Kriegsangelegenheiten, die Herren wollen das freilich nicht glauben, und behaupten, ich wäre noch zu jung und verstände das nicht. Ach, ich wünsche von Herzen, daß ich Unrecht habe! Die nächste Zeit wird es lehren!*)

---

*) Des Königs eigene Worte. Siehe: Henckel von Donnersmark.

VI.

Ein böses Omen.

Das entscheidende Wort war also gesprochen. Preußen wollte endlich das Schwert aufheben, es wollte endlich Rache nehmen für jahrelange Demüthigungen!

Die Armee empfing diese Nachricht mit Jubel, und das Publikum benutzte jede Gelegenheit, um seine Kriegsbegeisterung an den Tag zu legen. Es verlangte im Theater die „Jungfrau von Orleans" zu sehen, und beantwortete jedes kriegerische und anfeuernde Wort Schiller's mit begeistertem Applaus. Es warf wieder einmal dem Grafen Haugwitz die Fenster ein, und brachte dem Prinzen Louis Ferdinand, dem Minister Hardenberg und den kriegslustigen Generälen eine Serenade.

Alle Zeitungen glühten von Siegesstolz, und waren schon im Voraus entzückt über die glänzenden Schlach=

ten, welche die preußische Armee dem Feinde abgewinnen würde.

Am glücklichsten aber und stolzesten waren die Offiziere, welche in trunkener Freude ihr Haupt schon umkränzt sahen von den Lorbeern, die sie sich in dem bevorstehenden Kriege erwerben würden, und deren Stolz die Möglichkeit eines Unterliegens gar nicht ahnen wollte. Die Armee Friedrichs des Großen konnte nicht besiegt werden, und nur vor Einem hatte man zu zittern, nur davor, daß es dennoch wieder nicht zum Kriege kommen möchte, und daß die unvermeidliche und unabweisbare Niederlage Bonaparte's noch einmal durch einen faulen Frieden gefährdet werde.*)

Die alten Generäle aus den Tagen Friedrichs des Großen, das waren die Helden, an welche die Offiziere glaubten. „Wir haben Generäle, die den Krieg verstehen, sagten die stolzen preußischen Offiziere, Generäle, die von Jugend auf gedient haben; jene Schneider und Schuster, die erst durch die Revolution etwas geworden sind, können vor solchen Generälen nur gleich davonlaufen.**)

---

*) Varnhagen's Denkwürdigkeiten I. 389, 390.

**) Häusser: Deutsche Geschichte II. 358.

Und in der Begeisterung ihrer kommenden Siege gaben die Officiere einander glänzende Abschiedsfeste, und tranken in Champagner und Rheinwein ein jubelndes Hoch auf die kommenden Schlachten, und sangen mit muthigem Gebrüll die neuen Schlachtlieder welche Arndt dem deutschen Volk gedichtet. Dann begeistert von Zukunftsträumen, von Wein und Liedern, gingen sie Abends vor das Hôtel des französischen Gesandten, um auf den Steinen vor seiner Thür ihre Klingen zu wetzen.

Wozu aber Degen und Gewehre? riefen die Officiere zu den Fenstern des französischen Gesandten hinauf, wenn die tapfern Preußen kommen, laufen die Franzosen von selber; Knüppel reichten hin, um die Kerls wieder in ihr Land zurückzujagen.*)

Aber es gab auch unter den Militairs und unter den Generälen einige kluge und besonnene Männer, welche die Befürchtungen des Königs theilten, und die gleich ihm mit ernstem und sorgenvollem Blick in die Zukunft schauten.

Diese Besonnenen kannten den Zustand des preußi-

---

*) Bischof Eylert: Friedrich Wilhelm III. Th. III. S. 8.

schen Heeres, und sie wußten, daß es nicht mehr das des siebenjährigen Krieges war, und daß kein Friedrich der Große da war, um es anzuführen.

Wohl gab es in der preußischen Armee noch viele Generäle und Officiere aus den Zeiten Friedrichs des Großen her, und diese waren natürlich kriegskundig und wohlerfahren. Aber auf ihnen lastete das Alter und die Zahl der Jahre; das Alter hemmt die Thatenlust und die Jahre machen bequem. Und dessenungeachtet glaubten sie an sich selber, und waren überzeugt, daß ihnen, den Kriegern Friedrichs des Großen, der Sieg treu bleiben müsse, und daß für sie eine Niederlage gar nicht denkbar sei.

Die Besonnenen sahen wohl mit Ehrfurcht auf diese Ruinen des alten Prachtbaues, den der große König aufgerichtet, aber sie sahen doch, daß sie morsch und verfallen waren. Sie sahen, daß das preußische Heer in vielen Dingen zurückgeblieben und unzulänglich war. Nicht blos die Führer waren zu alt, auch die Soldaten waren ergraut, — aber nicht ergraut im Kriegsdienst und im Feldlager, sondern ergraut im Paradedienst und in den Cantonirungen. Sie verstanden nicht den Kriegsdienst, sondern nur den Kamaschendienst. Sie waren verheirathet und gingen mürrisch in den Krieg,

der ihre Weiber und Kinder brodlos machte, weil er ihnen den Ernährer nahm.

Außerdem war die preußische Armee noch ganz und gar in der alten Kriegsverfassung, und nichts von den Verbesserungen, welche die weit vorgeschrittene Kriegskunst erfunden, war in sie aufgenommen.

Die Bewaffnung der Infanterie war mangelhaft und schlecht; die Gewehre sahen von außen glänzend aus und waren herrlich polirt und geputzt, aber ihre Construktion war mangelhaft. Man hatte sie nur zum Paradedienst, nicht für die Schlacht berechnet. Außerdem herrschte bei der Infanterie noch das alte Exercier-Reglement, mit unendlich weitläuftigen Wendungen, Griffen und Evolutionen, die sich wohl auf der Parade, aber niemals in der Schlacht und vor dem Feind ausführen ließen.*)

Die Artillerie war gut beritten, aber sie hatte nur ganz alte und zum Dienst fast untaugliche Generäle; der Jüngste von ihnen hatte die Siebenziger Jahre weit überschritten.

Die Bekleidung der Armee war die elendeste, die

*) Der Krieg von 1806 und 1807. Ein Beitrag zur Geschichte der preußischen Armee. Von Eduard von Höpfner. I. 46 und folgende.

es geben konnte, aus den erbärmlichsten, gröbsten Stoffen gefertigt, und auf's Kärglichste eingerichtet. Eben so ungenügend war die Verpflegung, und noch ganz nach dem kärglichen Maaßstab des siebenjährigen Krieges eingerichtet.

Außerdem herrschte in der Armee keine Begeisterung und kein rechter Kriegseifer. Der lange Frieden und Kamaschendienst hatte den Eifer der Soldaten abgeschwächt, und ließ sie die Pflichten des Soldatenstandes nur als eine leere Spielerei und Duälerei betrachten, bei der man sich nur mit dem Putzen der Gewehre und Riemen, mit dem richtigen Zuknöpfen der Kamaschen, und dem kunstgerechten Wickeln des Zopfes zu beschäftigen habe. Jeder Fehler gegen eine dieser Aeußerlichkeiten ward mit den härtesten Strafen belegt. Der Stock herrschte noch in der preußischen Armee und prügelte dem Soldaten das Ehrgefühl aus, indem es ihm die Disciplin einprügelte. Nicht die Kriegsbegeisterung und der Mannesmuth war es, welche den preußischen Soldaten von 1806 in den Krieg begleitete, sondern die Disciplin und der Stock.*)

Der Oberfeldherr dieser innerlich verwahrloseten

---

*) v. Höpfner I. 86.

und desorganisirten Armee sollte jetzt in diesem neuen Kriege der regierende Herzog von Braunschweig sein, ein Mann von mehr denn siebenzig Jahren, geistreich, kriegserfahren, aber zögernd und schüchtern im Handeln, sich selbst nicht vertrauend und daher ohne Energie und Entschlossenheit. Ihm zur Seite und an Rang ihm der nächste, stand der Generalfeldmarschall von Möllendorf, einer der Tapfersten des siebenjährigen Krieges, jetzt ein Greis von achtzig Jahren.

Aus solchen Bestandtheilen war die Armee zusammengesetzt, welche jetzt ausrücken sollte, um Napoleons ruhmbegierige, schlachtengewohnte und kriegserfahrene Heere zu besiegen!

Die Besonnenen hatten wohl Recht zu zagen; die Sorge, welche aus den düstern Mienen des Königs sprach, hatte wohl ihre Berechtigung!

Aber alle diese Zweifel und Besorgnisse waren jetzt vergeblich, sie konnten die Dinge nicht mehr aufhalten, den Krieg nicht mehr aufschieben.

Die Gewalt der Umstände war wichtiger, als alle Zweifel, und wenn die Besonnenen leise sagten, dieser Krieg sei ein Unglück für Preußen, so jauchzte die öffentliche Meinung um so lauter: Dieser Krieg

rettet die Ehre Preußens und befreit uns von dem verhaßten Tyrannen!“

Die öffentliche Meinung hatte gesiegt, der Krieg war unabänderlich. Der General von Knobelsdorf bekam den Auftrag, dem Kaiser der Franzosen im Namen des Königs von Preußen ein Ultimatum zu überreichen, in welchem der König fordert, die französischen Heere sollten binnen vierzehn Tagen Deutschland für immer verlassen, der Kaiser sollte der Bildung des nördlichen Fürstenbundes kein Hinderniß in den Weg legen und es solle Preußen sowohl die Stadt Wesel als auch andere von Frankreich in Besitz genommene preußische Gebiete wieder herausgeben.

Dieses Ultimatum war einer Kriegserklärung gleich zu achten und die preußische Armee also marschirte aus.

Am einundzwanzigsten September sollten die Garde-Regimenter Berlin verlassen und sich zur Armee begeben, der König wollte sie begleiten.

Ueberall in Berlin herrschte eine frohe, kriegsmuthige Stimmung, mit Guirlanden und Kränzen waren alle Häuser geschmückt und in ihren Festgewändern wogten die Berliner durch die Straßen, um mit ihren Jubelstimmen und Glückwünschen die abziehenden Garden zu grüßen.

Der König hatte ihnen so eben die Parade abgenommen und begab sich jetzt zu seiner Gemahlin, um von ihr Abschied zu nehmen und dann an der Spitze seiner Garden Berlin zu verlassen.

Die Königin ging ihm mit einem strahlenden Lächeln entgegen und ein wunderbarer Ausdruck von Freude und Glück leuchtete aus ihren Augen. Der König schaute mit einem wehmüthigen Ausdruck in ihr schönes erregtes Angesicht und ihre heitere Freudigkeit machte ihn nur noch trüber.

Du empfängst mich mit einem Lächeln, sagte er, und mein Herz ist sorgenvoll und traurig. Weißt Du denn nicht, weshalb ich zu Dir komme? Ich komme, um Abschied von Dir zu nehmen!

Sie legte ihre beiden Hände auf seine Schultern und ihr ganzes Antlitz glänzte wie unter Sonnenstrahlen.

Nein, sagte sie, Du kommst, um mich abzuholen!

Der König sah sie verwirrt und erschrocken an. Wie denn, um Dich abzuholen? fragte er. Wohin willst Du denn gehen?

Jetzt schlang Luise ihre beiden Arme um ihres Gemahls Nacken und sich an ihn schmiegend, rief sie mit lauter, freudiger Stimme: Ich will mit Dir gehen, mein Gemahl!

Mit mir? rief der König.

Ja, mit Dir, sagte sie. Und glaubst Du denn, mein Freund, daß ich so heiter und freudig hätte sein können, wenn dies nicht meine Hoffnung und mein Trost gewesen wäre? Ganz heimlich und in der Stille habe ich alle Vorkehrungen getroffen, Alles bereitet und angeordnet. Jetzt bin ich reisefertig, nichts hält mich mehr zurück. Ich habe Alles geordnet, — ich habe sogar, setzte sie leise und mit zitternder Stimme hinzu, ich habe sogar schon Abschied genommen von den Kindern, und ich gestehe Dir, es hat mich Thränen gekostet. Mein halbes Herz bleibt bei ihnen zurück, aber die andere, die größere Hälfte, die geht mit Dir und bleibt bei Dir, mein Freund, mein Geliebter und Herr! Willst Du sie zurückstoßen? Willst Du mir nicht gestatten, Dich zu begleiten?

Es ist unmöglich, sagte der König kopfschüttelnd.

Unmöglich? rief sie rasch. Wenn Du, wenn der König es will!

Der König darf es nicht wollen, Luise. Ich werde eine Zeitlang aufhören König zu sein, und nur ein Soldat im Feldlager sein. Wo ist da Raum und Bequemlichkeit für eine Königin?

Wenn Du aufhörst König zu sein, sagte Luise

lächelnd, dann ist die natürliche Folge, daß ich auch keine Königin mehr bin. Wenn Du nur noch ein Soldat bist, nun, so bin ich eine einfache Soldatenfrau, und der ziemt es wohl, daß sie ihren Mann im Feld begleite. Oh, Friedrich, sage nicht Nein, versage mir nicht mein höchstes Glück, mein höchstes Recht! Haben wir nicht vor dem Altar Gottes geschworen, Hand in Hand durch das Leben zu gehen, in Glück und Unglück treu und freudig aneinander zu halten? Und jetzt willst Du Deines Schwurs vergessen? Willst unsere Wege trennen?

Der Weg des Krieges ist hart und rauh, sagte der König trübe.

Drum muß ich bei Dir sein, um Dir zuweilen einige Blumen auf diesen Weg zu streuen, rief die Königin freudig. Ich muß da sein, um nach den Tagen, die Du in Anstrengung und Sorge durchlebst, Dir zuweilen doch eine stille, friedliche Abendstunde zu bereiten! Ich muß bei Dir sein, um mich mit Dir zu freuen, wenn das Glück Dir leuchtet, um Dich zu trösten, wenn das Unglück Dich heimsucht. Fühlst Du denn nicht, mein Geliebter, daß wir Zwei ewig unauflöslich zu einander gehören, und daß wir unzertrenn-

lich durch das Leben dahin schreiten müssen, sei's in Freuden, sei's in Leiden?

Ich darf nicht an mich denken, Luise, sagte der König tiefbewegt, nicht daran, welch ein Genuß es für mich sein würde, wenn ich in diesen wildbewegten und stürmischen Tagen Dich, meinen Engel des Friedens und der Freudigkeit, an meiner Seite sähe, ich darf nur an Dich denken, an die Königin, an die Mutter meiner Kinder, die ich keiner Gefahr aussetzen darf, die ich bewahren möchte vor jeder rauhen Luft und vor jeder Sorge.

Wenn ich nicht bei Dir bin, wird die Sorge mich verzehren, und der Gram wie ein Sturmwind mich umtoben! rief die Königin leidenschaftlich. Tag und Nacht würde ich keine Ruhe haben, denn immer würde mein Herz sich zu Dir sehnen und meine Seele um Dich sorgen. Immer würde ich Dich vor mir sehen, verwundet, blutend, denn ich weiß, Du wirst Deiner Person nicht schonen, Du wirst Deines Lebens nicht achten, wenn es gilt den Sieg zu erfechten, oder die Schmach abzuwehren. Die Kugeln schonen nicht das Haupt der Könige, und die Schwerdter gleiten nicht machtlos ab von ihrer geheiligten Gestalt. Im Kriege

ist der König nur noch ein Mann! Gestatte also der Königin, daß sie im Kriege auch nur ein Weib sei, Dein Weib, welches das Recht hat, Dich zu pflegen, wenn Du verwundet wirst, und Deine Schmerzen und Sorgen mit Dir zu theilen. Oh, mein Geliebter, hast Du den Muth Dein Weib zu verstoßen?

Sie schaute ihn an mit thränenfeuchten flehenden Blicken, ihre ganze schöne und große Seele leuchtete in einem Ausdruck unendlicher Liebe aus ihrem Angesicht.

Der König, überwältigt, hingerissen von ihrem Anblick, hatte nicht mehr die Kraft ihr zu widerstehen. Er zog sie in seine Arme, und drückte einen langen glühenden Kuß auf ihre Stirn.

Nein, sagte er tiefbewegt, nein, ich habe nicht den Muth Deine Liebe zurückzuweisen. Möge geschehen, was Gott über uns verhängt hat! Wir wollen es Hand in Hand muthvoll und entschlossen ertragen. Nichts soll uns trennen, als der Tod! Komm, meine Luise, mein geliebtes Weib, begleite mich, wohin ich auch gehe!

Die Königin stieß einen Freudenschrei aus, und des Königs Hand ergreifend, neigte sie sich über sie,

und drückte, bevor der König es hindern konnte, einen glühenden Kuß auf dieselbe!

Luise, was thust Du? rief der König fast beschämt, Du —

Lautes Geschrei, das von der Straße her ertönte, unterbrach ihn. Hand in Hand eilte das königliche Paar an das Fenster.

Drüben vor dem Haupt-Portal des Zeughauses hatte sich eine dichte Menschenmenge gebildet, schreiend und in wilder Neugierde schienen sie Alle um einen Gegenstand sich zu drängen, der in der Mitte des größten Gewühls sich befand.

Irgend ein Unglück mußte da drüben geschehen sein. Vielleicht war ein Mensch, vom Schlag getroffen, todt nieder gefallen, vielleicht war eine Mordthat verübt, denn die Gesichter der Menschen da drüben waren bleich und entsetzt, sie schlugen verwundert die Hände zusammen, und schüttelten sorgenvoll ihre Häupter.

Der König klingelte hastig und befahl dem eintretenden Kammerdiener, sofort hinüber zu gehen zu dem Zeughaus und zu sehen, was es gäbe.

Nach wenigen Minuten schon kehrte er athemlos und keuchend zurück.

Nun, rief der König ihm entgegen, ist ein Unglück geschehen?

Ja, Majestät, aber es hat keinen Menschen betroffen! Die Statue der Bellona, welche über dem Portal des Zeughauses stand, ist plötzlich vom Giebel herunter auf das Steinpflaster gefallen.

Sie ist zerschmettert worden? fragte die Königin, deren Wangen erbleicht waren.

Nein, Majestät, aber ihr rechter Arm ist gebrochen!

Der König winkte ihm hinaus zu gehen, und ging sinnend auf und ab. Die Königin war wieder an das Fenster getreten, und ihre gen Himmel gewandten Blicke waren von Thränen umdüstert.

Nach einer langen Pause näherte sich ihr der König wieder. Luise, sagte er leise, willst Du noch mit mir gehen? Es ist sonnenhelles Wetter, kein Lüftchen regt sich, und die Statue der Bellona fällt von dem Giebel unsers Zeughauses und bricht sich den Arm. Das ist ein böses Omen! Willst Du Dich nicht davon warnen lassen?

Die Königin reichte ihm ihre Hand dar, und ihre Augen strahlten schon wieder in Liebe und Freudigkeit.

Wo Du bleibst, sagte sie freudig, da bleibe ich! Dein Leben ist mein Leben, und Dein Unglück ist mein Unglück. Ich fürchte die bösen Omen nicht!*)

*) Noch ein anderes böses Omen geschah an diesem Tage. Der Feldmarschall Möllendorf, der mit den Truppen ausmarschiren sollte, fiel, als seine Diener ihn auf der linken Seite auf das Streitroß gehoben, auf der rechten wieder herunter. Siehe: F. Förster: Neuere und neueste preußische Geschichte.

VII.

Vor der Schlacht bei Jena.

Der Abend war angebrochen. Ein kalter düsterer Abend. Die Berge des thüringer Waldes zeigten rings am Horizont ihre Häupter mit leuchtendem Schnee bedeckt, und ein schneidender Wind heulte über die Höhen und Thäler hin.

Die preußische Armee schien nun endlich am Ziel ihrer Wanderung angelangt, und hier auf den Höhen und Thälern von Jena und Auerstädt mußte der große Völkerstreit sich entscheiden, denn hier befand sich die preußische Armee der französischen endlich gegenüber.

In Auerstädt lagerte die Haupt-Armee mit dem Oberfeldherrn, dem Herzog von Braunschweig, dem König und dem Generalstab.

Bei Jena befand sich die kleinere Armee mit dem Fürsten von Hohenlohe an der Spitze.

Immer noch zweifelte man nicht, daß Preußen sein großes Ziel erreichen, daß es Napoleon besiegen werde. Das unglückliche Gefecht bei Saalfeld, und der Tod des Prinzen Louis Ferdinand hatte wohl einen Moment das Vertrauen getrübt, aber nicht erschüttert.

Die Preußen froren zwar, denn sie hatten keine Mäntel, sie hungerten zwar, denn sie hatten in den letzten Tagen wegen eingetretenen Brodmangels nur halbe Portionen bekommen, aber ihr Herz war doch noch unverzagt, und sie sehnten sich nur nach dem Einen: nach dem entscheidenden Kampf! Die Entscheidung mußte jedenfalls ihrem Hunger ein Ende machen, entweder durch den Tod, oder durch den Sieg, der ihnen Magazine und Vorräthe öffnen mußte!

Die preußischen Truppen, die bei Jena lagerten, standen ruhig vor ihren Zelten und plauderten unter einander von den Hoffnungen der nächsten Tage, und erzählten sich, daß Bonaparte mit seinen Franzosen, sobald er gehört, daß die Preußen schon bei Jena ständen, eilends wieder von Weimar aufgebrochen sei, und den Rückmarsch angetreten habe nach Gera hin.

Dann wird es also noch länger dauern, bis wir den Franzosen packen können, riefen einige Soldaten. Dachten, wir hätten ihn endlich sicher und er könnt'

uns nicht mehr entschlüpfen, und nun, da er uns wittert, findet er doch noch ein Mauseloch, wo er hinaus schlüpfen kann.

Aber wir wollen ihm dies Mauseloch auch noch verstopfen, sagte eine mächtige Stimme neben ihnen, und wie die Soldaten sich erschrocken umwandten, sahen sie ihren Feldherrn, den Fürsten von Hohenlohe, der mit seinen Adjutanten durch das Lager schreitend, eben bis zu ihnen gelangt war.

Die Soldaten machten Front und begrüßten ehrfurchtsvoll den Feldherrn, der links und rechts freundlich seine Grüße nickte.

Ihr wäret es also zufrieden, wenn wir den Franzosen bald gegenüber ständen? fragte er die Soldaten, deren Gespräch er belauscht hatte.

Ja, wir wären's zufrieden, riefen sie, es sollt' ein Festtag für uns sein!

Nun, dazu kann bald Rath werden, sagte der Fürst lächelnd, indem er vorwärts ging.

Es lebe der Fürst von Hohenlohe! jubelten die Soldaten ihm nach.

Der Fürst schritt weiter, überall Grüße gebend und Grüße empfangend, überall Jubel verbreitend,

wenn er versprach, daß es nun bald zur Schlacht kommen, daß man bald die Franzosen besiegen werde.

Jetzt blieb er vor den Grenadieren stehen, die sich in Reih und Glied vor ihm aufgestellt hatten!

Kinder, sagte er laut und freudig, die schwerste Arbeit werde ich für Euch aufsparen. Wenn es Noth thut, müßt Ihr mit dem Bajonett drauf gehen, und ich weiß, Ihr werdet den Feind werfen, wo Ihr ihn trefft? Nicht wahr, Ihr thut das?

Ja, wir thun es, brüllten die Grenadiere, ja, wir thun's gewiß! Wenn's nur erst so weit wäre!

Es wird bald genug so weit kommen, rief der Fürst, und indem er die Reihen hinunter schritt, fragte er einen hochgewachsenen breitschultrigen Grenadier: nun, wie viel Franzosen nimmst Du denn auf Dich?

Fünf! sagte der Grenadier.

Und Du? fragte der Fürst einen andern Grenadier.

Drei! sagte dieser.

Ich thu's nicht unter sieben Franzosen, schrie ein Dritter.

Ich nicht unter zehn! jubelte ein Vierter.*)

---

*) F. Förster. Neuere und neueste preußische Geschichte. I. 753.

Der Fürst lachte und schritt weiter durch das Lager hin.

Dann als die Nacht hereingebrochen, ritt er mit seinem Stabe auf einen Hügel bei Kapellendorf, wo er sein Hauptquartier hatte.

Von dem Hügel aus überschauete er mit spähendem Blick die Gegend, wo der Feind stand, dessen Lager nur hier und dort von wenigen Lichtern und Feuern bezeichnet waren.

Wir werden morgen nichts zu thun haben, sagte der Fürst, sich an seine Officiere wendend. Wie es scheint, wird die französische Hauptarmee sich nach Leipzig und Naumburg wenden. Wir werden höchstens morgen kleine Scheingefechte haben, weiter nichts. Wir können also ruhig schlafen gehen, und unsere Soldaten auch! Gute Nacht, meine Herren!

Und der Fürst ritt mit seinen Adjutanten hinunter nach Kapellendorf zu seinem Quartier, um zu Bett zu gehen und zu schlafen.

Eine Stunde später herrschte im preußischen Lager bei Jena eine tiefe Stille. Die Soldaten schliefen, und auch ihr Feldherr schlief.

Und tiefe Stille herrschte auch im preußischen Lager zu Auerstädt; der König hatte noch spät am

Abend einen Kriegsrath gehalten, und mit dem Herzog von Braunschweig, dem Feldmarschall Möllendorf und den übrigen Generälen berathen, was die Armee am nächsten Tage zu thun habe! Das Resultat dieser Berathung war gewesen, daß für den morgenden Tag an eine Schlacht nicht zu denken sei, daß die Armee also ruhig vorwärts rücken, dem Feinde, der sich zurück zu ziehen scheine, nachgehen und ihn verhindern solle, über die Saale zu schreiten.

Damit war der Kriegsrath beendet, und der Herzog von Braunschweig eilte in sein Quartier, um, gleich dem Fürsten von Hohenlohe, sein Lager zu suchen und zu schlafen.

Eine Stunde später herrschte auch im preußischen Lager bei Auerstädt eine tiefe Stille. Der Herzog von Braunschweig schlief, und die Soldaten schliefen auch.

Nur der König wachte.

Traurigen Herzens und trüben Angesichts ging er in seinem Zelt auf und ab. Er fühlte sich grenzenlos einsam und allein, denn seine Gemahlin war nicht mehr neben ihm. Sie hatte heute, unter heißen Thränen den Bitten des Königs nachgebend, das Hauptlager verlassen, und sich nach Naumburg gewendet.

Der König hatte sie gebeten, zu gehen, aber sein Herz war schwer und als er endlich spät in der Nacht sein Lager suchte, kam doch kein Schlaf in seine Augen.

Um dieselbe Zeit, während das preußische Heer und seine Feldherren schliefen, leuchtete unfern von den Schlafenden ein wunderbares Bild auf, und ein seltsamer Zug kam daher über die Haide, unfern von Jena.

Rings umher Stille, Dunkelheit und Nebel, und plötzlich theilten sich die Nebel und man sah da zwei Fackelträger mit ernsten Gesichtern, in ihrer Mitte auf einem weißen Roß einen Reiter in grünem Oberrock mit weißen Aufschlägen und auf dem Haupt ein kleines, dreieckiges Hütchen. Der Fackelschein beleuchtete sein bleiches Angesicht, seine Augen flammten wie die eines Adlers, und schienen den Nebeln gebieten zu wollen daß sie fielen, damit er schauen könnte, was sie ihm verborgen. Seitwärts von diesem Reiter tauchten, wenn die Fackeln höher aufflammten, zwei andere Reitergestalten in blitzenden Uniformen empor, aber ihre Augen suchten nicht den Nebel, sondern nur das Antlitz des stolzen Reiters neben ihnen zu ergründen, und auf ihm nur ruhten ihre Blicke, nur auf diesem bleichen

Nachtgesicht, auf welchem dennoch die Sonne von Austerlitz strahlte.

Während die preußische Armee mit ihren Feldherren schlief, wachte Napoleon und ordnete in seinen Gedanken die kommende Schlacht. Der Postmeister von Jena und der General Denzel waren seine Fackelträger; die Marschälle Lannes und Soult seine Begleiter.

Der Kaiser Napoleon prüfte in der Stille der Nacht das Terrain, wo er morgen den Preußen eine Schlacht abgewinnen wollte, wie er jüngst den Oesterreichern eine Schlacht abgewonnen hatte.

Oesterreich hatte sein Austerlitz gehabt, — Preußen sollte sein Auerstädt und Jena haben!

Napoleon hatte seinen Plan gemacht, — morgen war der Tag, wo er Rache nehmen wollte an dem König von Preußen für den Vertrag von Potsdam, und für das Bündniß mit Rußland!

Am Fuß des Berges von Jena angelangt, hielt der Kaiser jetzt sein Pferd an und stieg ab, um zu Fuß hinaufzugehen. Oben angelangt, stand er lange schweigend da, die Fackelträger standen ihm zur Seite, die beiden Marschälle neben diesen. Des Kaisers Blick schweifte hinüber zu den Bergen und weilte

besonders lange auf den Höhen des Dornbergs, an dem er vorher vorübergeritten war.

Der Berg lag dunkel und still da, ein einsamer, schlafender Riese.

Der Kaiser hob den Arm empor und deutete auf den Dornberg hin. Die Preußen haben die Höhe verlassen, sagte er, sich mit einer langsamen Kopfbewegung zu dem Marschall Lannes hinwendend, vermuthlich scheuten sie die kalte Nachtluft und sind in's Thal gegangen, um zu schlafen. Sie meinen, wir werden ihnen Ruhe dazu gönnen. Aber sie sollen sich schauderhaft getäuscht haben, die alten Perrücken!*) Sobald die Nebel tiefer herabgesunken sind, laßt die Höhen des Dornbergs von Scharfschützen besetzen, damit sie den Preußen, wenn sie wieder hinauf marschiren wollen, ihren Morgengruß darbringen können!

Er wandte wieder den Blick hinunter in das Thal; plötzlich flammten seine Augen höher auf und schienen mit ihrer Gluth und ihrem Feuer die Nacht und die Dunkelheit durchbohren zu wollen.

Was ist das dort unten im Thal? fragte er hastig.

---

*) Napoleons eigene Worte. Ils se tromperont formidablement ces vieux perruques, waren seine Worte.

Die Fackelträger senkten ihre Fackeln tiefer; der Kaiser und die Marschälle schauten prüfend hinab auf diesen langen, dunkeln Streifen, der sich da unten in der Mitte des Hohlweges hinzog, hier und da beleuchtet von einem gelben, matten Licht, das aus wandelnden Laternen zu leuchten schien.

Napoleon wandte sich mit einem zornflammenden Blick zu Lannes hin. Sein Antlitz war bleich, seine rechte Schulter zuckte, ein Zeichen seines höchsten Zorns. Es ist die Artillerie Deiner Division, sagte er. Sie hat sich im Hohlweg festgefahren. Wenn sie dort stecken bleibt, ist die morgende Schlacht verloren! Komm!

Und mit beflügelten Schritten eilte er den Berg hinunter, so unaufhaltsam und eilig, daß die Fackelträger und die Marschälle ihm kaum zu folgen vermochten.

Wie eine Geistererscheinung, mit blitzenden Augen, mit zornigem bleichem Angesicht tauchte seine Gestalt plötzlich aus der Dunkelheit vor den Kanonieren auf, welche sich vergeblich bemühten, die festgefahrenen Stücke, die sich tief in den Sand gebohrt hatten, wieder in Bewegung zu setzen. Hinter ihnen war die ganze Reihe der Kanonen und Munitionswagen

in's Stocken gerathen, von den vordern festgefahrenen Kanonen aufgehalten, drängten sie, das Hinderniß nicht ahnend, vorwärts; eine unbeschreibliche Verwirrung, ein allgemeines Festsitzen mußte eintreten, wenn nicht schnelle und energische Hülfe kam.

Aber die Hülfe kam, denn Napoleon war da.

Mit lauter Stimme rief er nach dem General-Commandanten der Artillerie; drei Mal wiederholte er den Ruf, jedes Mal war seine Stimme drohender und sein Antlitz bleicher.

Aber der Gerufene erschien nicht. Der Kaiser sagte kein Wort, nur seine rechte Schulter zuckte und seine Augen sprühten Flammen.

Mit lautem Commandowort rief er sämmtliche Kanoniere zu sich und befahl ihnen, ihre Werkzeuge zu nehmen und die Stangenlaternen anzuzünden.

Die erste angezündetete Stangenlaterne nahm der Kaiser selbst in die Hand.

Jetzt die Hacken und die Schaufeln genommen, befahl er. Wir müssen den Hohlweg breiter ausgraben, damit die Kanonen wieder flott werden.

Es war eine schwere und anstrengende Arbeit. Den Kanonieren rann der Schweiß in dicken Tropfen über die Stirn und ihr Athem ging keuchend aus ihrer

Bruſt hervor. Aber ſie arbeiteten muthig und unverzagt, denn der Kaiſer ſtand neben ihnen mit der Laterne in der Hand und er leuchtete ihnen zu ihrem ſchwierigen Werk.

Zuweilen hielten die Kanoniere inne und lehnten ſich auf ihre Schaufeln, aber nicht um zu ruhen, ſondern mit ſtaunenden Blicken dieſes wunderbare Bild anzuſchauen, dieſen Mann mit dem bleichen Marmorangeſicht und den funkelnden Augen, dieſen Kaiſer, der ſich in einen Artillerie-Officier verwandelt hatte und mit der Laterne in der Hand ſeinen Kanonieren leuchtete.*)

Erſt als die Wagen und Kanonen, Dank der rüſtigen Arbeit der Kanoniere, ſich wieder in Bewegung geſetzt hatten, verließ der Kaiſer den Hohlweg und kehrte in ſein Bivouac zurück. Haſtig und gedankenvoll nahm er ſein Abendmahl ein, dann berief er alle ſeine Generäle und ertheilte ihnen klar und ruhig wie immer ſeine Befehle zur morgenden Schlacht.

Und jetzt wollen wir ſchlafen, damit wir morgen um vier Uhr Alle wach ſind! ſagte der Kaiſer, indem er mit einem freundlichen Lächeln ſeine Generäle verabſchiedete.

Wenige Minuten ſpäter herrſchte rings umher

---

*) Mémoires du Duc de Rovigo. II. 278.

tiefe Stille; der Kaiser lag auf seinem Strohlager und schlief; Roustan saß in einiger Entfernung und seine dunkeln Augen ruhten auf seinem Herren mit dem Ausdruck eines treuen wachsamen Bernhardiner-hundes. Die Flammen des Nachtfeuers hüllten, wenn sie höher aufflackerten, die ganze Gestalt des Kaisers wie in eine Glorie ein und wenn sie wieder zusammen-sanken, fielen die Schatten der Nacht wieder über dieselbe hin. — Vier Schildwachen gingen in gleich-mäßigem ruhigem Tact neben dem Bivouac des Kaisers auf und ab.

Der Morgen dämmerte herauf; der Morgen des vierzehnten Oktober 1806.

Die Preußen lagen noch immer in ihren Lager-zelten und schliefen. — Aber die Franzosen wachten, und an ihrer Spitze der Kaiser!

Um vier Uhr standen, wie Napoleon es befohlen, die zum ersten Angriff bestimmten Divisionen unter den Waffen.

Der Kaiser auf seinem Schimmel sprengte heran; ein ungeheurer Jubel empfing ihn.

Es lebe unser kleiner Corporal! Es lebe der Kaiser! tönte es jauchzend vieltausendstimmig ihm ent-gegen.

Der Kaiser lüftete ein wenig seinen Hut und dankte den Soldaten mit einem Lächeln, das wie ein warmer Sonnenstrahl in alle Herzen schien. Dann winkte er ihnen mit erhobener Rechten zu schweigen, und durch die Stille des Herbstmorgens ertönte jetzt seine volle mächtige Stimme.

Soldaten, rief er mit seinem kurzen, gebieterischen Herrscherton, Soldaten, die preußische Armee ist abgeschnitten, wie die des Generals Mack zu Ulm heut vor einem Jahre. Diese Armee kämpft nur noch, um sich durchzuschlagen, und ihre Verbindungen wieder zu gewinnen. Das Corps, welches sich durchbrechen läßt, entehrt sich. Fürchtet diese berühmte Cavallerie nicht; setzt ihr geschlossene Vierecke und das Bajonett entgegen!

Es lebe der Kaiser! Es lebe der kleine Corporal! tönte es jubelnd wieder von allen Seiten. Der Kaiser nickte lächelnd und sprengte weiter, um hier und dort seine Befehle zu ertheilen und die Soldaten anzureden.

Es war sechs Uhr Morgens; die Preußen schliefen noch immer! Aber jetzt donnerten die ersten Kanonenschüsse; sie weckten die schlafenden Preußen.

VIII.

Der deutsche Philosoph.

Tiefe Stille herrschte in dem kleinen Stübchen; Bücher lagen und standen rings umher in den Schränken an der Wand, auf den Tischen und an der Erde, und machten fast den einzigen Schmuck dieses Zimmers aus, in dem sich nur wenige und ganz auf den Bedarf beschränkte Moeubles befanden.

Es war das Zimmer eines deutschen Gelehrten, eines Professors der weitberühmten Universität Jena.

Er saß da drüben vor dem großen eichenen Tisch und war mit Schreiben beschäftigt. Seine mittelgroße Gestalt war eingehüllt in einen weiten Schlafrock von grünem Seidenzeug, verbrämt mit weißem Pelzwerk, das hier und da einige defecte und abgenutzte Stellen zeigte. Ueber seiner hohen gedankenreichen Stirn, welche nur von wenigem hellbraunem Haar beschattet.

war, saß ein kleines grünes Sammetkäppchen, in seiner Form an die Mütze des gelehrten Melanchton erinnernd.

Vor ihm auf dem Tisch lagen eine Menge engbeschriebener Blätter, und auf diesen ruhte das Auge des Gelehrten, des Philosophen.

Dieser Gelehrte in dem einsamen Stübchen, dieser Philosoph war Georg Friedrich Wilhelm Hegel.

Seit zwei Tagen hatte er sein Zimmer nicht verlassen, seit zwei Tagen hatte Niemand zu ihm eintreten dürfen, als die alte Aufwärterin, die ihm schweigend und leise den Tisch deckte, und ihm das aus der nahen Garküche geholte Mahl hinsetzte.

Allem Aeußerlichen und Irdischen abgewandt, hatte der Philosoph gearbeitet und gedacht, und nichts gehört als die Stimme der Geister, die aus seinem eigenen Geist zu ihm sprachen. Draußen war die Weltgeschichte mit ehernem Schritt über das Schlachtfeld gegangen, und hatte ihre Thaten vollbracht, hier drinnen in dem Zimmer des Philosophen hatte der Weltgeist seine große Idee enthüllt und vollführt.

Am vierzehnten Oktober und in der Nacht vom vierzehnten auf den funfzehnten Oktober vollendete Hegel seine Phänomenologie des Geistes, ein Werk, durch

das er den kühnen Bau der philosophischen Idee vorbereiten wollte, in welchem er seinen ersten Gang durch die Catacomben des construirenden Geistes mit hallenden Prophetenschritten zurückgelegt.

Für ihn ruhte alle Macht und alle Kraft der Wirklichkeit nur in dieser Idee, die er in dem Schweiß seiner hohen Denkerstirn zu begründen strebte, — über der Idee hatte er die Wirklichkeit vergessen!

Jetzt hatte er sein Werk vollendet, jetzt hatte er das letzte Wort geschrieben; die Feder entsank seinen Händen, die sich auf sein Manuscript, wie zum stillen Segnen, ausbreiteten.

Sein Haupt, welches bis jetzt geneigt gewesen, richtete sich empor, und seine blauen Augen voll Milde und Tiefe wandten sich zum Himmel mit einem stummen Gebet um Gedeihen für sein Werk. Sein schönes aber geistvolles Antlitz leuchtete von Energie und Entschlossenheit; der Philosoph war sich des Kampfes bewußt, den sein Werk in dem Reich der Geister hervorrufen würde, aber er fühlte sich gewappnet und bereit diesen Kampf zu bestehen.

Das Werk ist vollbracht, rief er laut und freudig, möge es jetzt hinausgehen in die Welt!

Er schlug hastig sein Manuscript zusammen und machte ein Packet daraus, das er versiegelte und adressirte.

Dann sah er nach der Uhr.

Acht Uhr, murmelte er leise, wenn ich mich eile, kann die Post heute noch mein Manuscript mitnehmen.

Er warf seinen Schlafrock ab und kleidete sich an. Dann nahm er sein Manuscript und seinen Hut, und eilte hinunter auf die Straße, der Post zu. Sein nach innen gekehrter Blick sah weder die ungewöhnliche Bewegung auf der Straße, noch die traurigen Gesichter der Vorübergehenden, er dachte nur an sein Werk, nicht an die Wirklichkeit.

Jetzt trat er in die Post ein, alle Thüren waren offen, alle Menschen standen plaudernd umher, Niemand saß hinter dem Bureau um zu arbeiten, und die Briefe in Empfang zu nehmen.

Hegel mußte daher zu dem Postmeister, der ihn gar nicht bemerkt hatte, sondern sich laut und angelegentlich mit einigen Herren unterhielt, hingehen.

Hier ein Packet für die Post nach Bamberg, sagte der Philosoph, dem Postmeister sein Packet darreichend.

Die Post ist doch noch nicht abgegangen?

Der Postmeister starrte ihn verwundert an. Nein,

sagte er, sie ist noch nicht abgegangen, und sie wird auch nicht abgehen.

Jetzt war es an dem Philosophen, sich zu verwundern.

Sie wird nicht abgehen? fragte er. Weshalb denn nicht?

Es ist unmöglich in der allgemeinen Verwirrung und Aufregung. Es sind keine Pferde und keine Menschen da. Das Entsetzen und die Angst ist grenzenlos.

Was ist denn geschehen? fragte der Philosoph leise.

Wie? Sie wissen also nichts von diesen ungeheuerlichen Dingen, Herr Professor? rief der Postmeister entsetzt.

Nichts weiß ich, sagte der Philosoph schüchtern, und fast beschämt.

Sie haben vielleicht auch den Donner der Kanonen gar nicht in Ihrem Studirzimmer gehört?

Ich habe wohl zuweilen ein dumpfes und anhaltendes Geräusch gehört, aber ich gestehe, daß ich nicht weiter darüber nachgedacht habe. Was hat es denn gegeben?

Eine Schlacht hat es gegeben, rief der Postmeister, und wenn ich sage, Eine Schlacht, so meine ich eigent=

lich zwei Schlachten; die eine ist bei Jena, die andere bei Auerstädt geschlagen, aber bei Jena haben sie nichts geahnt von der Schlacht bei Auerstädt, und dort drüben haben sie ebenso wenig, wie der Herr Professor, die Kanonen von Jena gehört.

Und wer hat die Schlacht gewonnen? fragte Hegel theilnahmsvoll.

Wer anders als der Weltenbezwinger, der Kaiser Napoleon! rief der Postmeister. Die Preußen sind geschlagen, ruinirt, auseinander gesprengt; in tollster Flucht rennen sie auf der Landstraße umher, und wenn sie zwei Franzosen daher sprengen sehen, werfen hunderte von Preußen ihre Waffen fort und flehen um Pardon. Die ganze preußische Armee ist auseinandergeplatzt, wie eine Seifenblase. Der König war immer mitten im Gefecht, er wollte den Tod suchen, da er sah, daß Alles verloren war; aber der Tod wollte ihn nicht finden. Zwei Pferde sind ihm unter dem Leib erschossen worden, aber ihn hat keine Kugel und kein Hieb getroffen. Jetzt ist er auf der Flucht, aber die Franzosen sind hinter ihm her. Gott gebe, daß er ihnen entgeht! Der Oberfeldherr, der Herzog von Braunschweig, ist tödtlich verwundet; beide Augen sind ihm ausgeschossen. Oh, es ist ein entsetzliches Miß-

geschick! Preußen ist verloren und Weimar auch, denn der Kaiser Napoleon wird's unserm Herzog nimmer vergeben, daß er, statt sich dem Rheinbund anzuschließen, sich zu Preußen gehalten, und gegen Frankreich gekämpft hat. Unser armes Land wird es entgelten müssen!

Hegel hatte dem gesprächigen Manne mit trüben Blicken zugehört, und seine Züge waren immer düsterer und ernster geworden. Er fühlte sich wie von einem Schwindel erfaßt, es lag wie eine Centnerlast auf seiner Brust. Er grüßte den Postmeister mit einem Nicken seines Hauptes und ging wieder hinaus auf die Straße.

Aber seine Kniee zitterten unter ihm; die ungeheure Größe der Begebenheiten hatte sein ganzes Wesen erschüttert. Langsam wankte er die Straße hinunter.

Auf einmal flammte und blitzte es da am untern Ende der Straße auf. Trommeln wirbelten, Hurrah's ertönten. Ein glänzender Reiterzug kam daher.

Voran auf einem Schimmel mit wallenden Mähnen und fliegenden Nüstern, ritt der Mann des Jahrhunderts, der Mann mit dem ehernen Imperator-Angesicht, der Julius Cäsar der Neuzeit.

Ein kühnes Feuer blitzte aus seinen Augen, ein

triumphirendes Lächeln umschwebte seine Lippen. Es war der Triumphator, welcher seinen Einzug hielt in die eroberte Stadt.

Der Gelehrte gedachte der alten Zeiten Rom's, und wie eine lebendig gewordene Antike erschien ihm das Antlitz des Cäsaren.

Das blitzende Auge Napoleon's heftete sich jetzt auf den Philosophen, und der fühlte den Blick dieses Auges bis in das Innerste seines Herzens.*)

Von unwillkürlicher Ehrfurcht ergriffen nahm Hegel seinen Hut ab, und verneigte sich tief.

Der Kaiser berührte lächelnd seinen Hut und dankte,

---

*) Die Erzählung dieses Begegnens mit dem Kaiser Napoleon hat die Verfasserin aus dem Munde des berühmten Philosophen selber gehört. Mit einfachen, schlichten und doch tiefergreifenden Worten schilderte er den tiefen, bewältigenden Eindruck, den die Erscheinung des großen Napoleons auf ihn gemacht habe, und nannte dieses Begegnen mit Napoleon einen der größten Momente seines Lebens. Die Verfasserin, damals ein halberwachsenes Mädchen, hörte an der Seite ihres Vaters in athemloser Spannung der Erzählung zu, welche gerade durch ihre einfache Darstellung so mächtig wirkte, und hingerissen von ihrem Gefühl, stürzten die Thränen ihr aus den Augen. Der Philosoph legte lächelnd seine Hand auf ihre Stirn: die Jugend weint mit dem Herzen, sagte er, aber wir Männer weinten damals mit dem Kopf.

Die Verfasserin.

dann sprengte er vorüber, der glänzende Zug der Marschälle und Generäle hinter ihm her.

Der deutsche Philosoph stand wie an den Boden gefesselt, und schaute ihm nach, sinnend, heiligen Ernstes voll.

Er selber, der Napoleon der Idee, mußte seine Schlachten noch gewinnen im gelehrten Deutschland.

Der Kaiser, der Napoleon der That, hatte seine Schlachten schon gewonnen, und Deutschland lag ihm zu Füßen. Das überwundene, zerschmetterte Deutschland schien in den Schlachten von Jena und Auerstädt seinen letzten Todeskampf ausgerungen zu haben.

Bayerische Staatsbibliothek München

Druck von J. Blumenthal in Berlin, Adlerstr. 9.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Inhalt des vierten Bandes.

Seite

Siebentes Buch. Das Ende des deutschen Reichs.

I. Hiob's-Botschaften 3
II. Vor der Schlacht 20
III. Gott erhalte Franz den Kaiser 36
IV. Der Patriotismus 46
V. Judith 76
VI. Der preußische Gesandte bei Napoleon 98
VII. Judith und Holofernes 114
VIII. Das Ende des deutschen Reichs 150

Achtes Buch. Die Schlacht bei Jena.

I. Der deutsche Buchhändler als Märtyrer 179
II. Die Verhaftung 199
III. Die Liebe einer Frau 211
IV. Die Weiber von Braunau 228
V. Die Todesstunde 249
VI. Die Kriegserklärung Preußens 261
VII. Ein böses Omen 287
VIII. Vor der Schlacht bei Jena 303
IX. Der deutsche Philosoph 317

IX. Der preußische Feldzug 211
VIII. Vor der Schlacht bei Jena 208
VII. Die polnische Frage 201
VI. Die militärisch-politische Situation 194
V. Die Kriegsrüstungen 178
IV. Die Heeresorganisation 158
III. Von Rossbach nach Basel 136
II. Die preußische Armee 101
I. Der preußische Staat und sein Heer 120

XIII. Der Sieg der preußischen Waffen 120
XII. Einzug und Einquartierung 114
XI. Der Krieg bei Napoleon 89
X. Jena 72
IX. Der Zusammenbruch 49
VIII. Von Rossbach nach Basel 36
II. Der Heeresaufbau 30
I. Heer und Staat 3

Inhalt des ersten Bandes.

IX. Der zweite physiologische 111
VIII. Über den Einfluß der Luft 101
VII. Über den Puls 72
IV. Die verschiedenen Stellungen 111
V. Die Temperatur 110
VI. Die Bewegungen der Extremitäten 127
VII. Die Kräfte eines Muskels 116
III. Von der thierischen Kraft des Muskels 30
II. Die Muskelbewegung 16
I. Der anatomische Bau der Muskeln 1
Allgemeine Einleitung. Von der Kraft des thierischen Körpers 1

Zweites Buch. Von den thierischen Flüssigkeiten.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Mühlbach, Luise,

Napoleon in Deutschland

Bd.: 1,4

Berlin 1858
P.o.germ. 958 gq-1,3/4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10311131-0